Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

*kultur*land oldenburg

Ausgabe 4.2011 | Nr. 150
3,80 €

oldenburgische landschaft

Staatstheater: Musentempel des Historismus in neuem Glanz

Wempe – Anfänge einer Weltfirma in Elsfleth und Oldenburg

Neuer Museumschef vertraut auf die Wucht des Originals

Inhaltsverzeichnis

2 **Musentempel des Historismus im neuen Glanze**
Zur Baugeschichte des Oldenburgischen Staatstheaters

8 **Der Musenhof Europas des 19. Jahrhunderts findet Muse**
„Theaterherzog" Georg II. von Sachsen-Meiningen

14 **Die oldenburgischen Bischöfe zu Weihnachten**

16 **„Wir überzeugen mit der Wucht des Originals"**
Der neue Direktor des Landesmuseums für Natur und Mensch

20 Plattdüütsch

24 Kultur in der Region

34 **Mord und Totschlag in der Wesermarsch**
Deutschlands erstes und einziges Krimimuseum

37 Neuerscheinungen

38 **Wempe – Anfänge einer Weltfirma**
In Elsfleth und Oldenburg

44 **Vision der Moderne**
Früher Text von Walter Müller-Wulckow

46 **Der Ortspfarrer trotzt dem Baurat**
Dr. Gisbert Meistermann und der „Dom von Langförden"

50 **Orgellandschaft im nördlichen Oldenburg**
Ein Schatz an bedeutenden historischen Orgeln

52 **In memoriam:**
Gottfried Kiesow und Günter Maurischat

54 **Lucke mahnt zur Solidarität**
Versammlung der Oldenburgischen Landschaft

56 **Lichterglanz, Glühwein, Eisvergnügen**
Advents- und Weihnachtszeit im Oldenburger Land

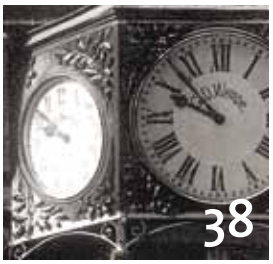
58 **Graffiti auf dem Stundenplan**
Projekte mit jungen Leuten in Oldenburg und Brake

60 So schön ist das Oldenburger Land

62 kurz notiert

65 Zum guten Schluss

69 **Erfolgreiche Kunstförderung**
Kunstforum der Commerzial-Treuhand wird 10 Jahre



Titelbild:
Erstrahlt nach der aufwendigen Restaurierung, die den Staub von über 100 Jahren entfernte, in neuem Glanze: Detail der Innenausmalung des Oldenburgischen Staatstheaters.
Foto: Peter Kreier

Redaktionsschluss
für Heft 151, 1. Quartal 2012,
ist der 1. Februar 2012.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen!

Beratungsstunde für Orts-Chronisten und Heimatforscher
durch Prof. Dr. Albrecht Eckhardt
an jedem vierten Donnerstag
im Monat.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle unbedingt erforderlich!

Übrigens:
Neue Publikationen zu oldenburgischen Themen finden Sie auf der Homepage der Landesbibliothek Oldenburg unter:
www.lb-oldenburg.de/nordwest/neuerwer.htm

Impressum

***kultur*land Oldenburg**
Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-7 79 18 29
info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Bankkonten:
Bremer Landesbank
Konto 3 001 918 006 BLZ 290 500 00,
Oldenburgische Landesbank
Konto 1 441 621 800 BLZ 280 200 50,
Landessparkasse zu Oldenburg
Konto 000 455 006 BLZ 280 501 00,
Raiffeisenbank Oldenburg eG
Konto 5 470 400 BLZ 280 602 28

Redaktion:
verantwortlich i. S. d. P.
Michael Brandt (MB.)
Redaktionsleitung
Jörg Michael Henneberg (JMH.)
Heinrich Siefer (HS.) Niederdeutsch

Weitere Autoren:
Stefan Meyer (SM.)
Rainer Rheude (RR.)
Matthias Struck (MS.)
Torsten Thomas (TT.)
Dr. Jörgen Welp (JW.)

Gestaltung: mensch und umwelt, 26122 Oldenburg
Druck: Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven
Verlag: Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich.
©2010 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann mit einer Frist von vier Wochen zum Jahresende gekündigt werden.
Einzelheft 3,80 €.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

das Oldenburgische Staatstheater ist nach der Restaurierung ein herausragendes Schmuckstück im Oldenburger Land. Es ist zwar nicht die Semperoper in Dresden, aber was Ausstattung und Authentizität belangt, steht unser Theater einzig dar. Nach der Restaurierung haben wir uns entschlossen, dem Staatstheater in Oldenburg in dieser Zeitschrift eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Generalintendant Markus Müller und seine Mannschaft haben mit großem Engagement das Staatstheater zu neuem Glanz verholfen. Dafür sei ihnen herzlich gedankt. Ein weiteres hoch bedeutendes Bauwerk steht kurz vor dem Beginn einer umfassenden Restaurierung. Es handelt sich um das herzogliche Mausoleum auf dem Gertruden-Kirchhof in Oldenburg, das als Schlüsselbau des Nordwestdeutschen Frühklassizismus gilt. Wir freuen uns sehr, dass gemeinsam mit dem Bund, dem Land und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz durch Vermittlung der Oldenburgischen Landschaft die Finanzierung gesichert werden konnte. Die Freude über dieses Gelingen, an dem der Kulturstaatsminister Bernd Neumann und der Parlamentarische Staatssekretär Thomas Kossendey entscheidend beteiligt waren, wird durch unsere Trauer überschattet. Am 7. November 2011 ist in Wiesbaden Professor Dr. Gottfried Kiesow, der Gründer der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, gestorben. Er war ein langjähriger und enger Freund der Oldenburgischen Landschaft und er hat als einer seiner letzten Lebensaufgaben die Restaurierung des Mausoleums in Oldenburg zu seiner Sache gemacht.

In dieser Ausgabe unserer Zeitschrift sind wieder viele Themen aus dem gesamten Oldenburger Land aufgegriffen worden. Neben dem bereits erwähnten Staatstheater und dem Mausoleum finden Sie Beiträge über die Franziskanerkirche in Vechta, den neu berufenen Direktor des Museums für Natur und Mensch, Dr. Peter-René Becker, und über das Krimimuseum in Stollhamm/Wesermarsch, das einzigartig in der Bundesrepublik Deutschland ist.

Auch in diesem Jahr haben sich der evangelisch-lutherische Bischof Jan Janssen und der Weihbischof und Offizial Heinrich Timmerevers mit einem Grußwort zu Weihnachten an unsere Leser gewandt. Das Christentum ist das Fundament unserer europäischen Kultur. Darüber hinaus sind Judentum und Islam Teil unserer heutigen kulturellen Identität. Bundespräsident Christian Wulf hat mit dem Wandbild aus dem Schlossmuseum Jever, das er als Leihgabe für sein Büro im Schloss Bellevue erbeten hat, ein oldenburgisches Kunstwerk zum Signum der Gemeinsamkeit der drei abrahamitischen Religionen gemacht. Zeigt es doch alle drei Vertreter der genannten Religionen in freundlicher Eintracht. Als Gemälde aus der Zeit des späten 18. Jahrhunderts ist es eine Illustration zu der berühmten Ringparabel Nathans des Weisen von Gotthold Ephraim Lessing. Toleranz und Liberalität sind für das Oldenburger Land ein bedeutendes Erbe.

Ich wünsche Ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr.
Ihr

Horst-Günter Lucke
Präsident der Oldenburgischen Landschaft

*Die sechsjährige Charlotte Henneberg aus Cloppenburg wünscht allen Leserinnen und Lesern unserer Zeitschrift kultur*land oldenburg *ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr. Dabei darf natürlich das Christkind, begleitet von zwei Engeln, nicht fehlen.*

Zuschauerraum mit den Wandmalereien von Wilhelm Mohrmann und den Stuckarbeiten von Heinrich Boschen.

Musentempel des Historismus im neuen Glanze

Zur Baugeschichte des Oldenburgischen Staatstheaters

Von Jörg Michael Henneberg und Peter Kreier (Fotos)

„Vor allem anderen hätte man in erster Linie bequeme Sitzplätze schaffen müssen, was leider, wie wir bekennen müssen, nicht geschehen ist. Schon manche Klagen hat man vernehmen müssen, dass die Plätze, namentlich in den oberen Rängen, geradezu unbequem sind“, schrieben mehrere Theaterfreunde in ihrer Kritik am neuen Theater, die in den Oldenburger Nachrichten für Stadt und Land am 11. Oktober 1893 erschien. Damals war das neu erbaute Theater gerade eingeweiht worden, und es sollte noch über 118 Jahre dauern, bis diesem Problem abgeholfen werden konnte.

Das Oldenburgische Staatstheater präsentiert sich zur Spielzeit 2011/2012 nach einer umfangreichen Restaurierung zeitgemäß und gleichzeitig seiner historischen Überlieferung bewusst. Grund genug, einmal an die Geschichte des Oldenburgischen Staatstheaters zu erinnern. Auf bürgerliche Initiative hin im Jahre 1833 gegründet, diente das Haus von Anfang an der herzoglichen Repräsentation, obwohl es streng genommen erst in den 1840er-Jahren Hoftheater wurde. An das erste bescheidene Theatergebäude von 1833, das der Zimmermeister Hermann Wilhelm Muck errichtete, erinnern heute nur noch wenige Fotos. Wenig später wurde der sogenannten „Bretterbude“ eine klassizistische Fassade vorgeblendet.

Eine besondere Gönnerin des Theaters war Großherzogin Cäcilie, die die finanzielle Förderung des Theaters durch den Großherzog auf den Weg brachte. Es sollte jedoch noch fast 40 Jahre dauern, bis an die Stelle des bescheidenen Hoftheaters ein repräsentatives Gebäude treten sollte. Von 1879 bis 1881 entstand der Theaterneubau. Er wurde von dem Hofbaumeister Gerhard Schnitger (1841 – 1917) entworfen, der übrigens fast gleichzeitig auch das Theater im niederländischen Groningen entwarf. Wie so viele Theaterbauten des 19. Jahrhunderts fiel auch sein Theater bereits zehn Jahre nach der Eröffnung im

Schmuckkartusche mit zwei Putten sowie Lyra und Pfau gekrönt von der Königskrone. Detail der Innenausschmückung des Staatstheaters.

Jahre 1891 einem verheerenden Brand zum Opfer. Anstelle des alten Theaters entstand zwischen 1891 und 1893 ein Wiederaufbau, der sich äußerlich nur sehr geringfügig von Schnitgers Bau unterschied, ja sogar in der Außengestalt kaum Abweichungen aufwies. Der Grund hierfür war, dass die bewilligte Versicherungszahlung nur einen Betrag von 275.000 Mark abdeckte und für den Wiederaufbau insgesamt, die neue elektrische Anlage eingeschlossen, aber 450.000 Mark benötigt wurden, und der Rückgriff auf die bereits vorhandenen Pläne von Gerhard Schnitger waren augenscheinlich die Lösung. Gerhard Schnitger stand zu diesem Zeitpunkt auch für eine Bauleitung und weitere Entwürfe nicht zur Verfügung, da er nicht mehr in Oldenburg, sondern in Berlin lebte und arbeitete.

Das Oldenburgische Staatstheater am Theaterwall ist der bedeutendste historistische Repräsentationsbau des Großherzogtums Oldenburg.

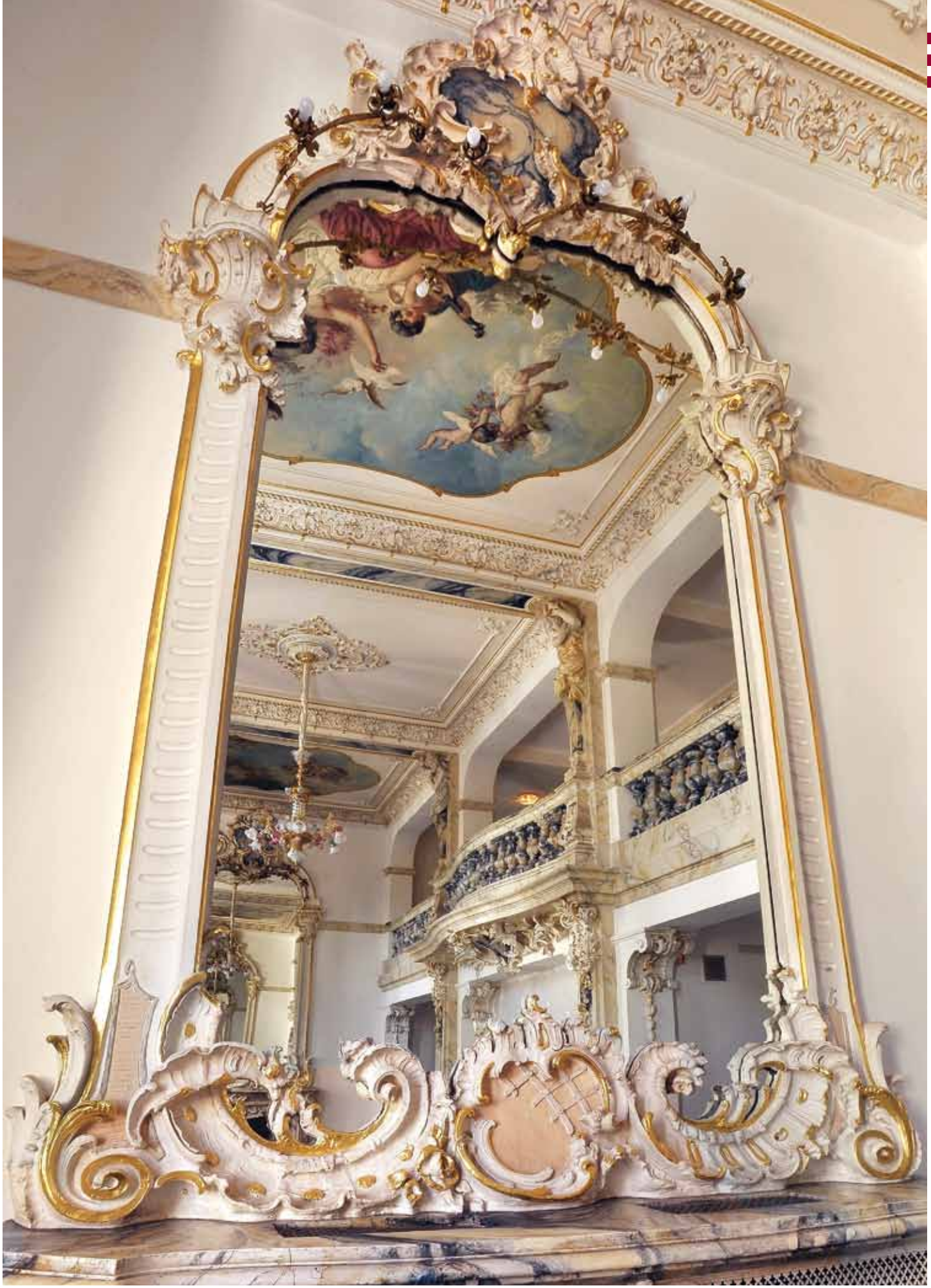
Ein Glücksgriff war in dieser Situation die Beauftragung des Stadtbaumeisters Franz Noack mit der Umsetzung der Pläne. Noack war von Beruf Ingenieur und er schien der Mann zu sein, der für die Aufgabe, ein neues und modernes Theater zu schaffen, am meisten berufen war. Denn er sorgte für die Einplanung der zentral wichtigen Sicherheitsmaßnahmen, die im Gegensatz zum äußeren Wiederaufbau des alten Theaters ein erheblich verändertes Innenleben zur Folge hatten: Das Wichtigste war die Installation einer elektrischen Beleuchtung, die auch das Problem der mit der bis dato üblichen Gasbeleuchtung verbundenen hohen Brandgefahr beseitigte. Eine weitere wichtige Sicherheitsmaßnahme war die große Kuppel, die es bei Schnitger nicht gegeben hatte. Diese beherbergte einen großen Wassertank, der gegebenenfalls die gesamte Bühne unter Wasser setzen konnte und so als wichtigste Brandschutzmaßnahme gedacht war. Diese Innovation ging sicherlich auf den Stadtbaumeister Noack zurück, der auch der eigentliche Urheber des Tiefbaus und der Kanalisation in ganz Oldenburg war. Innovativ war auch, dass das damalige Hoftheater über eine autarke Elektrizitätsanlage verfügte und so einer der ersten Bauten in Oldenburg gewesen ist, in dem die Elektrizität zur Beleuchtung Verwendung fand.

Es ist ein Verdienst des ehemaligen Oldenburger Stadtarchivars Joachim Schrape, in seiner Monografie auf den Stadtbaumeister Franz Noack und dessen besondere Bedeutung für die Neugestaltung des Oldenburgischen Hoftheaters beziehungsweise heutigen Staatstheaters hingewiesen zu haben. Als Bauleiter wurde Noack der in Chemnitz tätige Architekt Paul Moritz Zimmer zur Seite gestellt. Letzterer wird heute oft als Erbauer des Staatstheaters genannt, aber jeder Vergleich mit den erhaltenen Fotografien zeigt, dass es sich bei dem Wiederaufbau des völlig ausgebrannten Theaters um einen Wiederaufbau der von Gerhard Schnitger entworfenen Fassade handelte. Zudem verlieh Großherzog Nikolaus Friedrich Peter dem Stadtbaumeister Franz Noack am 6. November 1893, also nur wenige Wochen nach der Einweihung des Theaters, „in Anerkennung seiner Verdienste um den Neubau des Theaters in Oldenburg den Haus- und Verdienstorden".

Das Oldenburgische Staatstheater ist ein Gesamtkunstwerk des späten 19. Jahrhunderts. Hier verbinden sich Tradition und technische Innovation auf eine sehr eindrucksvolle Weise. Dies ist keinesfalls einzigartig in Deutschland. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 entstanden in den deutschen Residenzstädten prachtvolle Theater und Opernbauten, die die des eher beschaulichen Klassizismus, den man nun als eher ärmlich empfand, ablösten. Am bekanntesten dürfte die Semperoper in Dresden sein, die nach dem Brand der ersten Semperoper 1869 zwischen 1871 und 1878 erbaut wurde.

Aber auch in den kleineren deutschen Residenzstädten kam es zu einer regen Theaterbautätigkeit. Zu nennen sind das Mecklenburgische Staatstheater in Schwerin, das 1886 dort als großherzogliches Hoftheater seinen Spielbetrieb aufnahm, sowie das Altenburger Theater und das Theater in Gera, das sich Erbprinz Heinrich XXVII. Reuß 1899 gönnte und das 1902 eingeweiht wurde.

Der Direktor des Theatermuseums in Meiningen, Volker Kern, hat in einem Gespräch auf die besondere Bedeutung gerade der Bühnen der kleineren deutschen Staaten im 19. Jahrhundert hingewiesen. Auch noch im 19. Jahrhundert waren Hoftheater Träger von theatralischen Innovationen und Neuerungen. Das kulturelle Interesse des sich entwickelnden Bürgertums führte zu einer Verbürgerlichung des Repertoires. Das Publikum gab die Inhalte vor, obwohl die Fürsten formal Mäzene ihres Theaters blieben und die Finanzierung von der jeweiligen Hofkasse abhängig war. Die kulturelle Entwick-



Großer Spiegel im Staatstheater. Die Verwendung der Glühbirnen war am Ende des 19. Jahrhunderts Inbegriff der Moderne und so wurden diese auch als Schmuckelemente eingesetzt.

Deckenmalerei im Staatstheater Oldenburg mit einer prächtigen Stuckumrahmung. Die Gesamtinszenierung von Plastik und Malerei ist Teil des Gesamtkunstwerkes.

lung in Deutschland ging gerade von den kleineren Residenzen der sogenannten Provinz aus und nicht von den großen Zentren. So konnte zum Beispiel auch in Oldenburg der Intendant von Radetzky-Mikulicz ein sehr viel innovativeres Repertoire auf den Spielplan setzen als seine Kollegen in solch bürgerlich bestimmten Städten wie Bremen, Hamburg oder Frankfurt. Richtungsweisend für die deutsche Theaterlandschaft war das Meininger Theater, von dem auch wesentliche Impulse an das Oldenburger Hoftheater ausgingen. Theatermuseumsleiter Volker Kern sieht das Oldenburgische Staatstheater in dieser Reihe der Residenztheater und begrüßt die aufwendige Restaurierung, die diesen Musentempel des Historismus in neuem Glanze erstrahlen lässt.

Gerhard Schnitger wählte 1879 für die Außenfassade palladianische Renaissance-Formen, die sich sehr gut in den oldenburgischen Klassizismus und dessen doch sehr klassizistisch bestimmte historistische Variante einfügten. Aufgrund der begrenzten Finanzmittel, es standen nur etwas über 300.000 Goldmark zur Verfügung, griff man bei der Innenausstattung auf Altbewährtes zurück: Die Stuckaturen schuf wie in dem Vorgängerbau von 1881 der Hofmodelleur Heinrich Boschen, der in Oldenburg durch die zahlreichen Plastiken an den Bauten des späten 19. Jahrhunderts im Dobbenviertel auch dort allgegenwärtig ist. Für die Ausmalung wurde wie 1881 der Hoftheatermaler Wilhelm Mohrmann (1844 – 1934) gewonnen. Er war auch der meistbeschäftigte Bühnenmaler am Oldenburgischen Hoftheater. Von ihm stammen die nun restaurierten Ausmalungen im Zuschauerraum. Das Foyer überließ er, was die Ausmalung betrifft, seinem Neffen, dem späteren Hofkunsthändler und Maler Ludwig Fischbeck (1866

– 1954). Wilhelm Mohrmann und Ludwig Fischbeck waren eng mit dem in Bremen ansässigen Maler Arthur Fitger befreundet. Das Fitger-Haus in Delmenhorst wurde von Mohrmann ausgemalt und auch Fitgers Villa in Bremen schmückten Bilder und Wandausmalungen des Oldenburgers. Es ist zu vermuten, dass bei der Ausmalung des Zuschauerraumes Wilhelm Mohrmann Motive von Arthur Fitger aufgegriffen hat. Bei der plastischen Innengestaltung durch Heinrich Boschen sind trotz des Rückgriffs auf Barock und Rokoko bereits Anklänge an den Jugendstil sichtbar. Dies gilt besonders für die Hermen-Karyatydent, aber auch für die vielen freudigen Putten.

Das Hoftheater sollte der letzte große Repräsentationsbau des Historismus in der Haupt- und Residenzstadt Oldenburg sein. Diese Epoche schloss in Oldenburg mit dem Anbau des großen Schlosssaales des später sogenannten „Theatertraktes“ an das Oldenburger Schloss 1896/97 ab. Dass sich in Oldenburg die Zeit für eine neobarocke Repräsentation dem Ende näherte, mag auch die Kritik der eingangs erwähnten Theaterfreunde in den Nachrichten für Stadt und Land verdeutlichen. Da heißt es: „Was nutzt es, wenn das Auge, durch äußeren Glanz geblendet, hinterher sehen muss, dass man nur dem rein äußerlichen alles Interesse zugewendet hat, wenn sich das hier gebräuchliche Sprichwort bewahrheitet ‚Buten bunt, binnen strunt‘. Die Decke hätte weniger reich ausgestattet sein können und manche Verzierungen von untergeordneter Bedeutung hätten ganz weg bleiben können.“ Diese Äußerungen stammen mit einiger Wahrscheinlichkeit von dem damaligen Schriftleiter der Oldenburger Nachrichten Stadt und Land Wilhelm von Busch, einem der entschiedensten Befürworter der Reformarchitektur und des Jugendstils.

Heute sehen wir diese Dinge allerdings anders. Die Liebe zum Stuck ist längst wieder erwacht, und auch die Architektur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts findet breite Anerkennung. Wegbereitend und -weisend für diese Neubewertung ist das Werk des jüngst verstorbenen Gottfried Kiesow, „Das verkannte Jahrhundert“, gewesen, in dem er am Beispiel Wiesbadens den unerhörten architektonischen Reichtum dieser Zeit den Lesern vor Augen geführt hat. Das Oldenburgische Staatstheater ist nicht, wie zum Beispiel die Semperoper in Dresden, im Zweiten Weltkrieg ausgebrannt und so seiner gesamten historischen Innenausstattung verlustig gegangen. Eine behutsame wissenschaftliche Restaurierung, die vom Land Niedersachsen und vom Bund großzügig ermöglicht wurde, hat diesem architektonischen Kleinod des späten 19. Jahrhunderts wieder die Leuchtkraft gebracht, die es zur Zeit seiner Erbauung hatte.

Aber dieses Theater ist keine museale Anstalt. Das Konservatorische und die Erfordernisse der Modernisierung sind hier sehr glücklich vereinbart worden. Ein neunköpfiges Restauratorenteam hat unter der Leitung der Diplom-Restauratorin Katharina Heiling diese aufwendigen und anspruchsvollen Arbeiten bewältigt. Zahlreiche Farbschichten mussten abgetragen werden, um möglichst genau die originale Farbigkeit des Innenraums und des Foyers wiederzugewinnen. Man darf sicher sein, dass das gegenwärtige, neue Erscheinungsbild dem des Jahres 1893 sehr nahekommt. Der Zuschauerraum und das Foyer sind nach dieser Restaurierung mit Sicherheit der bedeutendste Innenraum des späten Historismus im Oldenburger Land.

LITERATUR:

Staatstheater Oldenburg: Das Magazin des Oldenburgischen Staatstheaters. Herausgegeben von Generalintendant Markus Müller. Sonderausgabe zur Wiedereröffnung 2011.

Gabriele Havermann: Vom ungewollten Übel zur protegierten Institution – die Entwicklung des Theaterlebens unter den Großherzögen von Oldenburg. In: Dem Wohle Oldenburgs gewidmet. Aspekte kulturellen Wirkens des Hauses Oldenburg 1773-1918. Oldenburg 2004.

Susanne Hoffmann: Der Oldenburger Bildhauer und Hofmodelleur Heinrich Boschen. In: Das Land Oldenburg. Mitteilungsblatt der Oldenburgischen Landschaft. Nr. 104, 3. Quartal 1999. S. 12-14.

Joachim Schrape: Franz Noack. Stadtbaumeister in Oldenburg von 1885 bis 1929. Oldenburg 1993.

Heinrich Schmidt (Hg.): Hoftheater, Landestheater, Staatstheater. Beiträge zur Geschichte des Oldenburgischen Theaters. 1833-1983. Oldenburg 1983.

Karl-Heinz Neumann: Theater in Oldenburg. Wesen und Werden einer nordwestdeutschen Bühne. Oldenburg 1982.

Hermann Braun / Michael Neumann: Die Oldenburger Neustadtquartiere Dobben und Haarenesch. Oldenburg 1978.

Georg von Lindern: Ludwig Fischbeck. Oldenburg 1966.

Kulturhistorisches Archiv der Oldenburgischen Landschaft (Nachlass Karl Veit Riedel). Materialien zu Wilhelm Mohrmann mit der Nennung von Ludwig Fischbeck für die Ausmalung des Foyers des Oldenburgischen Staatstheaters.

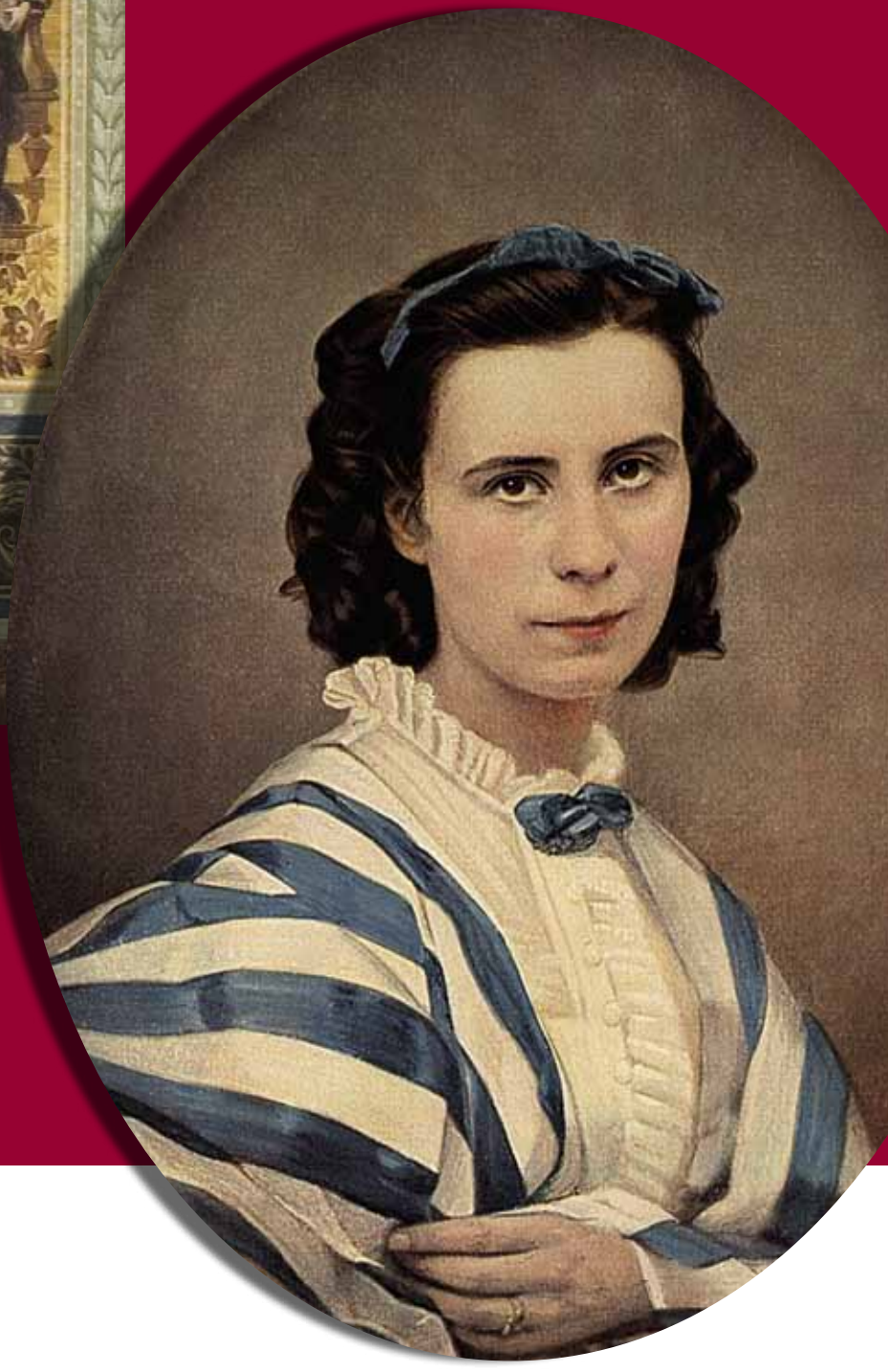
Der Musenhof Europas des 19. Jahrhunderts

„Theaterherzog“ Georg II. von Sachsen-Meiningen versammelt Künstlergrößen seiner Zeit und heiratet Schauspielerin Ellen Franz

Von Gabriele Henneberg

Links: Der Theatervorhang von Arthur Fitger für das Hoftheater in Meiningen. Der 1908/1909 entstandene Vorhang ist eine Kopie des Parnass von Raffael in der Stanza della Segnatura des Vatikan. Er zeigt Apoll als Musenführer. In den Gruppen links und rechts sind griechische und römische Dichter zu sehen. Der Theatervorhang ist der letzte seiner Art gewesen. Er befindet sich zurzeit in der Restaurierung. Auch für das Hoftheater in Oldenburg schuf Arthur Fitger einen gemalten Theatervorhang, der leider nicht mehr auffindbar ist. Foto: Theatermuseum Meiningen

Unten: Ellen Franz war eine gefeierte Schauspielerin am Hoftheater in Oldenburg. Später wurde sie die Frau des „Theaterherzogs" Georg II. von Sachsen-Meiningen. Das Ehepaar verband eine enge Freundschaft mit dem aus Delmenhorst gebürtigen und in Bremen lebenden „Malerfürsten" Arthur Fitger. Kolorierte Fotografie um 1860



findet Muse

Links: Den Raub der Frau durch den Ritter kann man durchaus als Sinnbild der damals nicht akzeptierten Eheverbindung zwischen dem regierenden Herzog von Meiningen und der bürgerlichen Schauspielerin Ellen Franz, die er zur Freifrau von Heldburg erhob, verstehen. Zeichnung aus Else von Hase-Köhler: 50 Jahre Glück und Leid, Leipzig 1926.

Rechts: Viele Schauspieler hatten sich zur Feier der silbernen Hochzeit des Herzoglichen Paares am 15. März 1898 eingefunden. Unter ihnen auch der Maler Arthur Fitger, der auch ein hoch geschätzter und vielgespielter Dichter war. Als Freund des Herzogs und der Freifrau von Heldburg wirkte er als Statist an der Aufführung des „Kaufmanns von Venedig“ mit. Foto: Theatermuseum Meiningen.

Das Zentrum der Theaterwelt des 19. Jahrhunderts befand sich nicht in Paris oder London, sondern in Meiningen. Denn Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen war als Theaterleiter, Regisseur, Bühnenbildner und Kulturpolitiker bekannt. Er gilt als der Erfinder des modernen Regie-Theaters und ging als „Theaterherzog“ in die Geschichte ein. Das Theaterensemble seines Meininger Hoftheaters ging auf umjubelte und frenetisch gefeierte Europatourneen und die „Meininger Prinzipien“, das heißt absolute Werktreue, Priorität der Ensembleleistung und das Streben nach einem Gesamtkunstwerk, fanden von Paris über London bis St. Petersburg begeisterte Nachahmer.

Wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hatte die dritte Frau des Herzogs, die Schauspielerin Ellen Franz. Die auch in Oldenburg gefeierte Aktrice ehelichte Georg II. gegen alle Widerstände – und dies zeugt für den großen Freigeist Georgs II., dem nicht nur die Kunst, sondern sein persönliches Glück über alles ging. Ein sehr moderner Mensch, dem das Glück beschieden war, als Herrscher im eigenen Land seine Vorstellung frei umzusetzen.

Der Skandal war dennoch groß. Was heute als moderne und längst überfällige Entwicklung gesehen wird, nämlich dass auch Adelssprösslinge unabhängig von Rang und Stand ihre Ehepartner auswählen, war im 19. Jahrhundert, als Deutschland noch eine Monarchie war, unmöglich. Nicht wenige Fürsten hatten Verhältnisse oder dauerhafte Affären mit Schauspielerinnen, aber es war undenkbar, eine bürgerliche Schauspielerin zu heiraten. Auch Kaiser Wilhelm I. aus Berlin versuchte zu intervenieren, und besonders der Vater Georgs, Bernhard II., war absolut gegen das Vorhaben seines Sohnes.

So kam die Umsetzung dieses „Vorhabens“ einer heimlichen Entführung gleich (vgl. obige Handzeichnung des Herzogs), denn die eigentlich für den Mai des Jahres 1873 geplante Hochzeit wurde durch Bekanntwerden der Pläne von Georg auf den 18. März 1873 vorgezogen. Durch einen furchtbaren Schneesturm reisten die Brautleute auf getrennten Wegen von Meiningen zur herzoglichen Villa nach Liebenstein, wo der Herzog eigenhändig ein Zimmer mit Blumenschmuck und einem Kruzifix zur Kapelle umgewandelt hatte. Bei der Trauung waren nur der Trauzeuge, Theaterintendant Ludwig Chronegk, und eine Kammerfrau zugegen, und Pfarrer Wolff hielt die Traurede über den Text aus dem Buch Ruth: „Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen; wo Du bleibst, da bleibe ich auch.“ In der Schauspielerin hatte der Herzog die perfekte Partnerin vor allem in künstlerischer Hinsicht gefunden, und dies war ihm so wichtig, dass er auf jeden verzichtete, der seiner Frau nicht die in seinen Augen schuldige Ehrerbietung entgegen-

Nach der Generalprobe zum „Kaufmann von Venedig“
auf dem Herzoglichen Hoftheater zu Meiningen am 15. März 1898.

Intendant. 2 Otto Osmarr. 3 Carl Görner. 4 Frau Wildrandt-Baudius. 5 Arthur Fitger. 6 Max Grube. 7 Alois Prasch. 8 Josef Nesper. 9 Wilhelm Arndt. 10 Auguste Prasch-Grevenberg. 11 Amanda Lindner. 12 Alexander Barthel. 13 Alexander Otto.

brachte. Sogar einen Besuch des späteren Kaiser Wilhelms II. schlug er aus.

Wer aber war dieser selbstbewusste und moderne Mann, der sich sogar um die Meinung allerhöchster Herrscher nicht scherte? Am 2. April 1826 in Meiningen als Sohn von Herzog Bernhard II. von Sachsen-Meiningen und Marie, gebürtige Prinzessin von Hessen-Kassel, geboren, wurde er von bedeutenden Pädagogen wie Friedrich Fröbel und Moritz Seebeck erzogen. Während seines Studiums von 1844 bis 1847 in Bonn und Leipzig, wo er die Fächer Kunstgeschichte, Geschichte und Recht belegte, hört er unter anderem bei Ernst Moritz Arndt, Friedrich Christoph Dahlmann und Gottfried Kinkel. Schon früh begeisterte sich Georg für die schönen Künste: In Bonn widmete er sich mit Begeisterung der Musik des berühmtesten Sohnes der wunderschönen Stadt am Rhein, Ludwig van Beethoven. Außerdem belegte er bei Johann Wilhelm Loebell und Friedrich Christoph Dahlmann, der eine wichtige politische Persönlichkeit im Umfeld der „Göttinger Sieben“ und in der Revolution von 1848 war, Vorlesungen über Shakespeare. Während seiner Studienzeit in Leipzig besuchte Georg in Dresden den Maler Schnorr von Carolsfeld und sah die „Sixtinische Madonna“ von Raffael.

Mit allen bedeutenden Künstlern seiner Zeit hatte der junge Student Kontakt (eine Art „Wohngemeinschaft“ verband ihn mit dem Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy, da er in Leipzig im gleichen Haus wohnte) und betätigte sich früh als Mäzen: Einem Studienkollegen, August Schleicher, finanzierte er eine ausgedehnte Forschungsreise. Nach dem Studium folgte die übliche „Kavalierstour“ eines jungen Adeligen, und Georg reiste zum ersten Mal nach Italien. Die künstlerischen Maßstäbe und damit verbundenen Ambitionen des jungen Erbprinzen wurden in diesen Jahren gebildet und waren im Alter von nur 21 Jahren gefestigt: Beethoven, Shakespeare und die italienische Renaissancemalerei.

Im November 1847 absolvierte Georg dann seinen Militärdienst in Berlin und Potsdam – was ihm später von großem Nutzen sein sollte. Anders als sein Vater orientierte sich Georg nicht Richtung Wien und München, sondern gen Preußen. Zudem heiratete er, die Pflicht zur Dynastieerhaltung erfüllend, im Jahre 1850 die preußische Prinzessin Charlotte und bekam mit ihr drei Kinder: Bernhard, der als Bernhard III. sein Nachfolger werden sollte, Georg Albrecht, der im Alter von nur drei Jahren starb, und Maria Elisabeth. Als Preußen in der Auseinandersetzung mit Österreich-Ungarn um die Vormachtstellung im Bereich des ehemaligen Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nationen im Deutschen Krieg von 1866 siegte, stand Georg, im Gegensatz zu seinem Vater, auf der Seite der Gewinner, nämlich der Preußen – und nur darum konnte das

Herzogtum Sachsen-Meiningen gerettet werden, das als Verbündeter der unterlegenen Österreicher eigentlich an Preußen gefallen wäre. Bedingung für die Selbstständigkeit Sachsen-Meiningens war, dass Georgs Vater abdankte und der junge Erbprinz von nun an als Herzog Georg II. regierender Fürst wurde. Dies ersparte Georg die „Wartezeit" auf den Tod seines Vaters, der erst im Jahre 1882 verstarb, und brachte den 40-Jährigen in die Position, seine Vorstellungen umzusetzen. Liberal gesonnen und auf Ausgleich bedacht, reformierte er unter anderem das Finanz-, Steuer- und Schulwesen und förderte die entstehende technische sowie die bestehende Heimindustrie in gleichem Maße.

Besondere Verdienste hat sich Georg II. von Sachsen-Meiningen jedoch auf kulturell-künstlerischem Gebiet erworben. Zu Beginn der 1850er-Jahre, eigentlich bereit für die Übernahme der Regierungsgeschäfte, musste er sich auf eine lange Wartezeit einstellen, da sein Vater erst knapp über 50 Jahre alt und sehr rüstig war. Demzufolge widmete er sich seiner Liebe zur Kunst und sammelte auf Reisen nach Norwegen (1849), Italien (1855) und London (1856), die besonders nach dem Tod seiner Frau 1855 Aufbau und Ablenkung brachten, Eindrücke, die er durch historische und künstlerische Studien verarbeitete. Sowohl als Musiker als auch als Künstler und vor allem Zeichner begabt, verfeinerte er sein Können, das ihm nach seinem Regierungsantritt das wunderbare Wirken im Bereich der Kunst, der Musik und des Theaters ermöglichte. Im Jahre 1858 heiratete Georg Prinzessin Feodora zu Hohenlohe-Langenburg, die ihm die drei Kinder Ernst (1859 – 1941), Friedrich Johann (1861 – 1914) und Viktor, der wenige Tage nach der Geburt im Mai 1861 verstarb, schenkte.

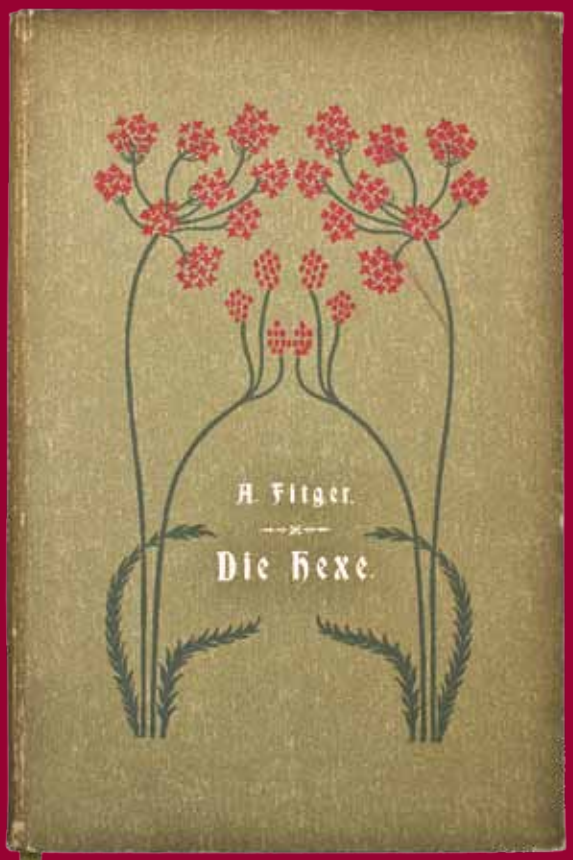
Als „Theaterherzog" in die Geschichte eingegangen, gilt er als Begründer des modernen Regie-Theaters und hat mit den Gastspiel-Reisen des von ihm geförderten und wesentlich beeinflussten Meininger Theaterensembles zwischen 1874 und 1890 ganz Europa, von London bis St. Petersburg, begeistert. Das Meininger Hoftheater wurde zum Vorbild für andere Ensembles und inspirierte das Welttheater – sogar in London wurde nach dem Auftritt Shakespeare nach Meininger Vorbild gespielt, und die Royal Shakespeare Company wurde nach dem Meininger Vorbild begründet. Auch für die Hofkapelle holte sich Georg nur die besten Künstler seiner Zeit, und so waren hier unter anderem Hans von Bülow und Max Reger leitende Dirigenten. Durch maßstabsetzende Theateraufführungen, mustergültige Konzerte und niveauvolle Kunstausstellungen förderte der „Theaterherzog" die Kunst, verfolgte aber auch die humanistischen Ideale der Geistesbildung weiter Teile seiner Untertanen. Auf dem Programm, sowohl zu Hause als auch auf den Tourneen, standen nicht nur Klassiker von Shakespeare, Schiller, Goethe und Kleist, sondern auch moderne Werke wie die „Bluthochzeit" von Albert Lindner oder die „Hexe" von
Arthur Fitger – Letzteres war damals durchaus umstritten, da es ein frühes Plädoyer für die Emanzipation der Frau war.

Und hier findet sich, neben dem umjubelten Gastspiel der Ellen Franz in Oldenburg, ein weiterer wichtiger Punkt, der Oldenburg und Meiningen verbindet: Denn die zufällig beide in diesem Jahr wunderbar restaurierten, klassizistischen Theaterbauten der beiden ehemaligen Residenzstädte wurden ebenfalls beide direkt und indirekt durch den künstlerischen Einfluss des in Delmenhorst geborenen und in Bremen lebenden und arbeitenden Fitgers beglückt. Neben den legendären, nach den Entwürfen des Herzogs in der Theatermalwerkstatt der Gebrüder Brückner in Coburg gefertigten atemberaubenden Theaterkulissen mit ihrer durch wechselnde Beleuchtung erwirkten naturalistischen Tiefenwirkung, die sich im Fundus des Theatermuseums Meiningen befinden, ist der auf Seite 10/11 dieses Heftes abgebildete, von Arthur Fitger gemalte Theatervorhang ein besonderer Schatz des Theatermuseums Meiningen. Dieses Können Arthur Fitgers bezauberte nicht nur Herzog Georg, sondern auch den Verfasser des zeitgenössischen „Goldenen Buches der Kunst" von 1901, wo über den Maler steht: „ ... legte er während eines Aufenthaltes in Antwerpen und dann in Italien den Grund für den Kolorismus, der im Verein mit einem überschäumenden Temperament den zahlreichen Monumentalmalereien Fitgers ihren charakteristischen Reiz verlieh. Die Stoffe aus der Phantasie- und Märchenwelt werden unter seiner Hand zu farbenprächtigen Szenen von rauschender Lebensfreude ..."

In all diesen von Begeisterung und Leidenschaft für die Kunst getragenen Bemühungen Georgs fand er im Jahre 1873 die ideale Ergänzung, die jedoch schon im Jahre 1867 ihren Auftritt in Meiningen am dortigen Hoftheater hatte: Am 20. Oktober dieses Jahres trat die erfolgreiche Schauspielerin Ellen Franz als Julia zum ersten Mal auf und blieb als festes Mitglied des Schauspielensembles bis zu ihrer Hochzeit mit dem Herzog im Jahre 1873.

Die 1839 als erstes von zwei Kindern (1840 wird ihr Bruder Reinhold geboren) der englischen Adeligen Sarah Grant und des deutschen Domschul-Oberlehrers Dr. Hermann Franz in Naumburg an der Saale geborene Helene erhielt die bestmögliche Ausbildung, was für ein Mädchen in der damaligen Zeit keineswegs selbstverständlich war. Ihr großes musisches und schauspielerisches Talent erkannten und förderten keine Geringeren als Hans von Bülow und dessen Frau Cosima, gebürtige Liszt (die spätere Frau von Richard Wagner), sowie deren Vater, der weltberühmte Musiker und Komponist Franz Liszt. Deren Fürsprache hat Ellen Franz es auch zu verdanken, dass sie aufgrund ihres großen Talents Schauspielerin werden durfte und bei Heinrich Marr Schauspielunterricht erhielt. Und sie überzeugte so sehr, dass sie bereits im Alter von 21 Jahren am 10. Februar 1860 als Jane Eyre in Charlotte Birch-Pfeiffers Schauspiel „Die Waise aus Lowood" in Gotha debütierte und vom Fleck weg für das Coburg-Gothaische Hoftheater engagiert wurde.

Es folgte eine ganze Reihe von äußerst erfolgreichen Engagements, unter anderem am Hoftheater in Oldenburg, worüber Ellens Mutter ihrem Sohn in einem Brief Folgendes berichtet:



Das Drama „Die Hexe“ von Arthur Fitger ist ein frühes Plädoyer für die Frauenemanzipation. Es erschien in der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg und wurde mehrfach am Hoftheater in Meiningen aufgeführt. Bild: Archiv der Oldenburgischen Landschaft

Herzog Georg von Sachsen-Meiningen mit seiner Frau, der Freifrau von Heldburg, gebürtige Ellen Franz. Gemeinsam mit seiner Ehefrau ist er der Begründer des Deutschen Regietheaters und hat Größen wie Max Reinhardt den Weg gewiesen. Foto aus Else von Hase-Koehler: 50 Jahre Glück und Leid, Leipzig 1926

„Oldenburg. 31.12.1862. Papa wird Dir vielleicht erzählt haben, wie ungeheuer beliebt Ellen in Oldenburg ist, vom Großherzog an bis zu den einfachsten Leuten herab. [...] man hat ihr Ehren angetan, deren sich kein anderer Bühnenkünstler dort rühmen kann, seit das Theater existiert. Es scheint, als verdanke sie dies nicht allein ihrem Talent, sondern mehr noch ihrem distinguierten Verhalten und dem Reiz ihrer Erscheinung.“ Und in einem weiteren Brief aus dem Jahre 1863 heißt es: „Während Ellens Krankheit ließ die Großherzogin täglich bei ihr in der Wohnung nachfragen, wie es ihr ginge, und der Hofgärtner des Herzogs hatte Befehl, ihr täglich Spargel zu schicken. Die vornehmsten Leute sandten ihr Eis, Blumen und allerhand Gutes.“ So war Ellen Franz offensichtlich nicht nur als Schauspielerin beliebt, sondern besaß auch die Erziehung, um sich in Kreisen des Hochadels angemessen zu bewegen.

Die gemeinsamen Jahre Herzog Georgs II. und der Freifrau von Heldburg, wie Ellen Franz offiziell seit ihrer Hochzeit hieß, waren erfüllt von gemeinsamer Arbeit für Kunst und Theater und einer innigen Liebe, die aus den Briefen der beiden ersichtlich ist, die sie sich gegenseitig schickten. So schrieb der Herzog in einem Brief am 28. Mai 1912, nach immerhin fast vierzig Jahren Ehe, seiner abwesenden Frau: „Herzmummele! Heute früh besah ich Dein Portrait von der Stötzer und wurde so gerührt, dass ich weinen musste und ich noch die Tränen in die Augen bekomme, denke ich daran. [...] Ich fühle so ganz, wie ich’s heute ansah, das Unglück, von Dir getrennt zu sein, [...] Leb wohl, mein Alles! Wärest Du doch mit mir und ich mit Dir! Dein Georg“.

Diese innige Verbindung ist noch heute im Meininger Schloss Elisabethenburg zu spüren, wo die beiden ein äußerst kunstsinniges und gastfreundliches Leben führten, und die großen Künstler der Zeit um sich scharten: Richard Strauss, Fritz Steinbach und Max Reger, Johannes Brahms und Richard Wagner. Große Denkmäler hat sich der damals wie heute äußerst beliebte „Theaterherzog“ zeitlebens verbeten und ruht seit seinem Tod am 25. Juni 1914 nicht in der Familiengruft, sondern auf dem Parkfriedhof in Meiningen. Hier wurde auch Helene Freifrau von Heldburg nach ihrem Tode am 24. März 1923 beigesetzt.

Die oldenburgischen Bischöfe zu Weihnachten:

Nimm das Kind mit!

Siehe, da erschien Josef der Engel im Traum und sprach: Josef, du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Frau zu dir zu nehmen; Denn was sie empfangen hat, das ist von dem heiligen Geist. Und sie wird einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben, ... Als nun Josef vom Schlaf erwachte, tat er, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich. (Matthäus 1)

In der ganzen Bibel sagt Josef kein einziges Wort. Das ist eigenartig. In den Advents- und Weihnachtsgeschichten, wo Maria fromme Worte sagt und Engel singen, wo Kaiser befehlen und Könige beraten, da bleibt dieser eine Mensch Josef ganz stumm. Man möchte ihn schütteln: Mann, warum bist Du so still? Kannst Du auch noch mehr als Feuermachen? Gehen wir näher ran, hören wir, was er in seinen Bart brummelt: Lass mich in Ruhe. Lass mich tun, was ich kann. Es zieht in diesem Stall. Das Kind muss es warm haben. Obdachlose werden vom Trubel nicht satt ... Josef ist wohl nicht nach Singen zumute. Der fühlt sich schon vorher zum Davonlaufen: Schwanger – von wem? Wie soll das einer verstehen? Bin eh bloß noch Nebenfigur ... Und wird sich die Welt verändern durch diese Geburt? Die Welt, in der Kinder so gefährdet und Menschen ohne Dach überm Kopf sind und auf der Flucht? Diese notdürftige, verbesserungswürdige Welt?

Josef – der Realist – traut dem Trubel nicht. Er bleibt nur da, weil er die Stimme gehört hat: Josef, bitte, lauf jetzt nicht weg. Auch wenn du's nicht begreifen kannst. Lauf nicht weg. Du wirst gebraucht. Und er ist geblieben. Trotzig schweigend.

Doch Josef hört alles! Wie die Hirten von großer Freude erzählen. Und wie Engel vom Frieden auf Erden singen. Und als die drei Weisen kommen, denkt er: Soll mich ja freuen, wenn das so weitergeht. Mit Gold und Weihrauch und Glanz und Gloria. Soll mich ja freuen, wenn Könige auf einmal fromm werden. Wenn sich die Welt doch verändert, ... nach und nach.

Wochen später hört Josef die Stimme wieder: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und flieh. Denn es ist eine unmenschliche Welt, in die Jesus gekommen ist. Darum bleibe nicht, wo du bist. Ändere deinen Standort. Geh. Schlag einen neuen Weg ein.

So lässt sich die Botschaft des Christfestes für uns heute auch sagen, mit diesen Worten, die der schweigsame Josef zu hören kriegt: Nimm das Kind mit. Hör auf die Stimme. Du wirst gebraucht. Steh auf!

Die Hirten kehren wieder um – sie haben sich gewärmt, aber sie lassen das Kind im Stall. Die Weisen gehen wieder in ihr fernes Land – sie haben ihre Geschenke abgeliefert. Selbst die Engel fahren wieder von ihnen gen Himmel zurück – Auftrag erledigt. Nur das Kind bleibt.

Nimm du das Kind mit! Das hört Josef und weicht nicht zurück. Das hören wir, und unser Weg und unsere Richtung ändern sich. Es wird kein bequemer Weg, aber ein guter. Wir werden wieder Weihnachten feiern, wie wir es lieben. Josef wird uns stumm dabei zuschauen. Er wusste was zu tun war gegen die Kälte und gegen die Löcher im Dach. Das Kind bekommt eine Heimat, wenn wir tun, was Josef tat. So wird Weihnachten: Nimm das Kind mit!

Ich wünsche Ihnen allen gesegnete Weihnachtstage

Jan Janssen
Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

Heinrich Schüler, Der Evangelist Lukas von Ludwig Münstermann an der Kanzel der St.-Secundus-Kirche in Schwei (Wesermarsch), Farbholzschnitt 2007. Foto: mensch und umwelt

Beredtes Schweigen

„Stille Nacht" – seit 1818 singen wir mit dem wohl bekanntesten Weihnachtslied der Welt in dieser Zeit von weihnachtlicher Stille und himmlischer Ruhe. Finden wir jedoch Ruhe und wo ist es still in dieser Zeit? An Worten mangelt es heute nicht. Es wird viel geredet, nicht nur an der Theke und in Konferenzen. Wir werden mit Worten mitunter berieselt, gerade auch in der Adventszeit. Werbung, ununterbrochene Musik, Geschwätz und lautstarke Advents- und Weihnachtsfeiern. Daneben Internet, Handy und soziale Kommunikationsforen. Information ist so wichtig, dass wir unser Zeitalter danach benennen: das Informationszeitalter! Wörter am laufenden Band, wortreich, nicht selten jedoch inhaltsarm. Kann man davon leben? Auch in unseren Kirchen kommt es manchmal zu einer Flut von Worten. Hat Gott darin eine Chance, mit seinem Wort zu uns durchzudringen? Können wir sein Wort hören, wenn wir das Schweigen zunehmend verlernen?

Dabei macht Gott nicht viele Worte. Es ist wie in der Schöpfungserzählung. Gott spricht sein Wort, und Leben ist geschaffen. Und die Zeitenwende leitet er wiederum nur mit einem – mit seinem gesprochenen Wort ein: Jesus! Damit ist alles gesagt. Gottes Wort ist Fleisch geworden. In ihm, in Jesus ist das Leben, er ist das Licht der Menschen.

„Stille Nacht" – Gott spricht sein Wort in die Stille der Nacht, damit es Gehör findet. Es ist auffällig, dass die Weihnachtsevangelien der Bibel nicht ein einziges gesprochenes Wort von Maria und Josef im unmittelbaren Zusammenhang mit der Geburt Jesu überliefern. Wichtig ist nicht, was sie geredet haben, bedeutsam ist ihre Haltung, von der die Bibel sehr wohl zu berichten weiß. Maria bewahrte alles, was geschehen war, in ihrem Herzen und dachte darüber nach. Und Josef traute seinen Träumen, in denen er Gottes Wort vernahm, und richtete sein Handeln danach aus. Maria und Josef haben es verstanden, ihr Wort zurückzunehmen zugunsten von Gottes Wort. So konnte sein Wort Mensch werden: Jesus.

Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund, heißt es in einem Gebet. Wir brauchen und können uns das entscheidende Wort nicht selber sagen. Es ist uns gesagt. Gott hat es uns gesagt: Im Anfang war das Wort.

„Stille Nacht" – Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Es kann auch umgekehrt sein: Das Wort, das aus

der Stille kommt, ist Gold wert, ein goldenes Wort. Schweigen und Wort sind kein Gegensatz, sie erschließen sich wechselseitig. Ohne Schweigen wird das Wort zum Geschwätz. Ohne Wort führt das Schweigen zum Verstummen. Doch ist das Schweigen Voraussetzung dafür, dass das Wort in mir lebendig werden kann, dass Jesus bei mir ankommt. Im Schweigen kann aus „Stiller Nacht" eine „Heilige Nacht" werden. Frohe Weihnachten!

+ Heinrich Timmerevers

Heinrich Timmerevers
Weihbischof und Offizial des Bischöflichen Münsterschen Offizialats Vechta

Ohne Scheu vor großen Tieren (präparierter Eisbär aus dem Magazin) und neuen Aufgaben: Museumsdirektor Dr. René Becker. Fotos: Peter Kreier

„Wir überzeugen mit der Wucht des Originals“

Der neue Direktor des Landesmuseums für Natur und Mensch: Warum es uns nicht egal sein kann, wenn in China ein Sack Reis umfällt, und was er von Edutainment hält

Herr Dr. Becker, Sie haben in einem Alter, in dem andere sich allmählich auf den Ruhestand vorbereiten, noch die Leitung eines großen Museums übernommen. Was war für Sie so reizvoll an dem Angebot von Ministerin Wanka, Direktor des Oldenburger Landesmuseum für Natur und Mensch zu werden und dafür sogar den Eintritt in den Ruhestand um Jahre zu verschieben?

Dr. Peter-René Becker: Genau das gehörte zum Anreiz – den Eintritt in den Ruhestand zu verschieben. Ich hatte mir immer schon vorgenommen, wenn es irgendwie geht, länger als bis 65 zu arbeiten. Die Vorstellung, in drei Jahren in den Ruhestand zu treten, ist mir sehr fremd. Es ist ja auch ein Privileg meines Berufes, dass man ihn, sofern man gesund bleibt, länger, in meinem Fall mindestens bis 68, ausüben kann. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Ich will diese Einschätzung keinesfalls auch auf andere Berufe übertragen. Ich habe einfach Lust, noch sechs Jahre zu arbeiten und in diesem Museum einiges an Ideen umzusetzen. Das ist ein Zeitraum, in dem man etwas bewegen kann, vielleicht nicht die Welt, aber doch im Haus.

Kam der Anruf vom Ministerium für Sie überraschend?

Ja. Ich bin nicht davon ausgegangen, dass es tatsächlich eine Nachfrage gibt nach jemandem, der gerne länger arbeitet. Ich hatte meine Bereitschaft, später in den Ruhestand zu gehen, immer mal wieder gestreut, auf Tagungen, in Gesprächen mit Kollegen. Das scheint auch nach Hannover gedrungen zu sein. Das Angebot war dann sogar an die Bedingung geknüpft, dass ich mindestens bis 2017 bleibe. Im Übersee-Museum hätte ich in meiner Funktion mit 65 Jahren aufhören müssen, allenfalls Projektverträge wären möglich gewesen. Da fiel mir die Zusage für Oldenburg nicht schwer.

Wie gut kannten Sie das Landesmuseum in Oldenburg bereits? Gab es gelegentliche Berührungspunkte oder gar eine Zusammenarbeit mit dem Übersee-Museum in Bremen, in dem sie den Bereich Naturkunde leiteten?

Die Museen der Nord- und Ostsee-Region sind ja in einem Verbund organisiert, man tauscht sich aus, man kennt sich, man hilft sich und man organisiert gemeinsam Forschungsprojekte. Wir vom Übersee-Museum haben immer wieder mal Exponate nach Oldenburg ausgeliehen. Ich erinnere mich auch an einen damals von mir angeregten gemeinsamen Ausstellungszyklus des Berliner Museums für Kommunikation, des Übersee- und des Landesmuseums, es ging um die Kommunikation von und mit Tieren. Ich habe fast alle Ausstellungen in Oldenburg besucht und kannte einige der Mitarbeiter hier. Und zur ersten neuen Dauerausstellung des Landesmuseums zum Thema Moor war ich seinerzeit gebeten worden, ein Gutachten zu verfassen, das auch publiziert wurde. Sie sehen, der Austausch mit Oldenburg war immer äußerst lebhaft.

Ihr Vorgänger, von Haus aus Archäologe, hat sich in seinen letzten Amtsjahren den Dialog zwischen Orient und Okzident sehr angelegen sein lassen, wobei, vorsichtig gesagt, mitunter der Bezug zur Region nicht immer auf den ersten Blick augenfällig war. Worauf werden Sie, der Sie Biologe und Ethnologe sind, den Schwerpunkt Ihrer Museumsarbeit legen?

Den Schwerpunkt lege ich auf zwei Fakten: Das Museum firmiert bekanntlich als „Museum für Natur und Mensch“ und deshalb werden sich die Themen der Ausstellungen, Veranstaltungen und Vorträge vornehmlich auf diesen Spannungsbogen beziehen. Ein zweites Faktum ist, dass es das Museum der Weser-Ems-Region ist, wir uns also stets auf die Region beziehen werden, ohne das Überregionale zu vernachlässigen. Denn die Verknüpfung von Lokalem und Globalem ist heute in der Museumsarbeit zwingend notwendig. Etwas überspitzt formuliert: Es kann uns eben nicht mehr egal sein, wenn in China ein Sack Reis umfällt. Wir leben nicht in einer toten Ecke dieser Welt, sondern sind als Region in das globale Geschehen voll einbezogen. In der ersten Sonderausstellung behandeln wir zum Beispiel das Thema Meteoriten …

… um jenen 4,5 Milliarden alten Meteoriten zeigen zu können, der einst bei Benthullen heruntergekommen ist und seit Jahrzehnten im Magazin liegt.

Grundsätzlich werden sich die künftigen Ausstellungen weiterhin aus dem großen Fundus dieses Hauses speisen. Und wenn man spektakuläre Fundstücke wie diesen Meteoriten

hat – wir besitzen auch weitere Exemplare aus Mexiko –, muss man sie zeigen und mit Geschichten verbinden, die die Leute interessieren. Damit ist einerseits die Region als Fundstätte ins Thema eingebunden, andererseits können wir auch die Brücke zur Völkerkunde schlagen, indem wir darstellen, welche Rolle Meteoritenschauer oder -einschläge für die Völker in anderen Weltgegenden gespielt und wie sie sich dieses Phänomen erklärt haben. In etwa einem Jahr werden wir uns dann das Thema Fisch vornehmen …

… Sie haben Ihre Doktorarbeit über afrikanische Buntbarsche geschrieben.
Richtig. Aber in der geplanten Ausstellung soll es vorwiegend um den Fisch in unseren Meeren gehen, in Nord- und Ostsee, im Atlantik, in Flüssen und Seen. Da gibt es ganz spannende Dinge zu beobachten, beispielsweise was die Reproduktion anbelangt und die unterschiedlichen Wege, die die Evolution dabei eingeschlagen hat. Maulbrütende Buntbarsche etwa legen ungefähr 20 Eier, der Dorsch jedoch mehrere Millionen Eier – und doch vermehren sich am Ende beide Fischarten vergleichbar erfolgreich. Warum? Die Erklärung wird Teil der Ausstellung sein, vor allem wollen wir uns aber der Frage widmen, welche Rolle der Fisch in unserer Ernährung spielt. Und da ist man schnell bei aktuellen Problemen wie der Bedrohung der Fischbestände, den umstrittenen Fangquoten, der Aqua- und Marikultur oder der Verschmutzung und Versäuerung der Meere.

Nun dürfte es nicht einfach sein, eine Fisch-Ausstellung attraktiv genug hinzukriegen, um außer Anglern auch andere Besucher anzulocken.
Deswegen sprechen wir ja gezielt auch den Personenkreis an, auf dessen Speiseplan Fisch steht. Aber ebenso docken wir mit der Ausstellung an unsere Aquarien an. Wir haben dort die Darstellung der Hunte von der Quelle bis zur Mündung, da sind auch Hecht und Zander zu sehen. Ich vertraue zudem auf die Arbeit unserer Präparatoren, und sicher holen wir uns auch attraktive Leihgaben von exotischen Fisch-Präparaten. Die Neugierde auf das Thema werden wir schon zu wecken verstehen.

Damit sind wir beim vielleicht wichtigsten Thema für einen Museumsdirektor: Ein Museumsbesuch müsse Spaß machen, sagen viele Ihrer Kollegen. Doch was sich simpel anhört, scheint schwierig umzusetzen zu sein. Der Glaube, ein Exponat würde schon allein für sich sprechen, sei ein Irrglaube, sagte etwa Ihr Vorgänger Dr. Fansa. Wie kann man Ihrer Ansicht nach die Menschen, insbesondere junge Leute, deren Sehgewohnheiten von Internet und Fernsehen geprägt sind, heutzutage auf ein Museum neugierig machen?
Da bin ich gar nicht weit von Herrn Fansa entfernt. Was er vielleicht mehr auf archäologische Objekte bezog, das lässt sich auch auf Objekte der Natur- und der Völkerkunde beziehen. Natürlich ist das Original das Wichtigste, was wir haben. Aber es reicht nicht, zum Beispiel über den Meteoriten aus Benthullen ein Glas zu stülpen und „Meteorit“ draufzuschreiben – das ist kein Brüller, weder für Jugendliche noch für Erwachsene. Man muss das Objekt zum Sprechen bringen. Ich muss den Leuten beispielsweise vermitteln, woher wir genau wissen, dass dieser größte Steinmeteorit Deutschlands erst maximal 120 Jahre auf der Erde ist, woher er kommt, wo er im Weltraum mit wem kollidiert und wie er in die Erdanziehung geraten ist. Das muss man aufarbeiten. Jeder kennt es insbesondere aus amerikanischen Krimis, dass die Fälle nicht mehr allein vom Kommissar, sondern vor allem im Labor aufgeklärt werden. Unsere Methoden, Objekten nachzuspüren, sind nicht weit weg von den Methoden der Kriminallabors. Wir sprechen daher auch von einem forensischen Ansatz: Die Besucher daran teilhaben zu lassen, auf welchen Weg man zu einem Ergebnis gekommen ist. Ein anderer Weg, um die Menschen neugierig

Dr. Peter-René Becker, 1949 in Kiel geboren, leitet seit 1. Oktober das Landesmuseum für Natur und Mensch in Oldenburg. Als „qualifizierter Museumsfachmann mit langjährigen Leitungserfahrungen“, wurde er bei seiner Ernennung von der niedersächsischen Kulturministerin Professorin Dr. Johanna Wanka vorgestellt. Becker studierte in den Jahren von 1968 bis 1980 Biologie und Völkerkunde in Göttingen und promovierte in den Fächern Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Sein Forschungsschwerpunkt ist seitdem „Werkzeuggebrauch und -herstellung bei Tieren und die Implikationen in ‚Kultur‘ “. Nach Studium und Promotion war er im Zoologischen Museum der Universität Göttingen und dem Osnabrücker Museum am Schölerberg tätig. Von 1989 bis 1997 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Naturkunde-Museum Bielefeld, zuletzt als dessen kommissarischer Leiter; von 1990 bis 1996 nahm er auch die Aufgaben des Museumskoordinators im Kulturdezernat der Stadt Bielefeld wahr. Seit Oktober 1997 leitete er erfolgreich die Abteilung Naturkunde am Übersee-Museum in Bremen. Seine Publikationsliste ist lang und reicht von „Werkzeuggebrauch im Tierreich“ über „Piratenhaftes in der Natur“, „Neue Konzepte für Schausammlungen?“ bis „Das Böse aus natürlicher Sicht“.

zu machen, ist die Inszenierung. Dabei muss man nur aufpassen, nicht zu viel zu inszenieren.

Wo ist Ihrer Auffassung nach die Grenze zwischen seriöser Inszenierung und unseriösem Event?
Unbestritten ist, dass ein Museumsbesuch Spaß machen soll. Doch den Begriff „Edutainment“, grob übersetzt „unterhaltsames Lernen“, kann man getrost knicken. Wir haben nämlich in unserem Gehirn keine Schaltstellen oder Verknüpfungen für Edutainment, sagen Neurowissenschaftler. Lernen soll Spaß machen, richtig, aber der Lernschritt selbst, das Aneignen von Wissen, das ist Arbeit. Lernen hat, schauen wir nur einmal zurück auf unsere eigene Schul-, Studium- oder Ausbildungszeit, selten etwas mit Vergnügen zu tun.

„Nicht gerade in einer Laufgegend“: das Landesmuseum für Natur und Mensch am Damm in Oldenburg.

Und welche Schlussfolgerung ist daraus für die Museumsarbeit zu ziehen?
Ein Museum muss darauf achten, dass es nicht auf eine reine Spaßebene abgleitet. Es darf nicht meinen, alles so einrichten zu sollen, dass die Besucher, ob jung oder alt, es nur lachend-lustbetont durchstreifen. Das ist ein Irrglaube. Wir müssen vielmehr ein Umfeld und eine Atmosphäre schaffen, in dem unser Vermittlungsangebot, sich Wissen aneignen zu können, gerne angenommen wird. Das kann dann auch bedeuten, Besuchern einen längeren Text zuzumuten. Es stimmt nämlich nicht, dass die Leute keine langen Texte mehr lesen wollen. Im Übersee-Museum gab es eine Regel, keine Beschriftung dürfe mehr als 800 Zeichen umfassen. Und worüber, glauben Sie, gab es die meisten Beschwerden? Über zu kurze Texte! Viele Besucher sagten, sie hätten gern mehr gewusst. Niemand hat sich beschwert, die Texte seien zu lang. Sicher, eine Ausstellung ist kein Buch, aber das kann, um das Beispiel Meteorit noch einmal aufzugreifen, nicht zu folgender Beschriftung führen: „Meteorit, Stein, 4,5 Milliarden alt, runtergekommen in Benthullen“. Das kann es nicht sein. Wir sollten ruhig auch auf die Motivation der Leute vertrauen, die zu uns kommen. Selbstverständlich trachten alle Museen danach, mit ihrem Programm auch jüngere Menschen anzusprechen, sie interaktiv einzubinden und eine ihnen gemäße Ansprache zu finden. Das ist aller Mühen wert. Doch darüber dürfen wir unser Stammpublikum, die Familien, nicht vergessen, von denen die Eltern nun einmal näher an meiner Altersstufe sind und nicht immer was piepen hören oder flimmern sehen müssen. Also: Die Balance zu finden, dass alle Generationen sich angesprochen fühlen, darauf kommt es an!

In einem Gespräch mit der NWZ haben Sie beklagt, dass Ihr Museum „nicht gerade in einer Laufgegend liegt“. Wie wollen Sie die „Entfernung“ zu jenen Menschen überbrücken, die Ihr Haus nicht gezielt ansteuern?
Indem wir dahin gehen, wo auch die Leute sind, also raus aus dem Museum. Ich könnte mir vorstellen, im ECE am Schloss für eine Zeit lang attraktive Objekte aus dem Museum auszustellen, um auf uns aufmerksam zu machen. Solche Partnerschaften müssen natürlich beiden Seiten etwas bringen. Auch im Schlossgarten könnten wir hin und wieder mit einem thematisch zum Umfeld passenden Blickfang präsent sein.

Wo ist das Landesmuseum für Natur und Mensch im Vergleich mit anderen regionalen Museen einzuordnen? Kann es neben der „Konkurrenz“ etwa des Übersee-Museums oder des „Universum“ in Bremen bestehen?
Für ein regionales Museum ist es mit seinen in 175 Jahren angesammelten Schätzen ein ebenso großes wie traditionsreiches Haus, in dessen Magazinen sich übrigens noch relativ viele und erstaunlich gut erhaltene Stücke aus der Gründerzeit und der Zeit davor befinden. Mit dem Übersee-Museum allerdings können und wollen wir uns nicht vergleichen, das ist eine andere Größenordnung. Das „Universum“, das Klimahaus oder das Auswandererhaus in Bremerhaven sind zwar Häuser, die Ausstellungen zu unbestritten interessanten Themen bieten, aber mit anderen Sujets arbeiten. Sie werden in keinem dieser Häuser nennenswerte Originale finden, sondern in erster Linie Inszenierungen erleben. Würden wir im Landesmuseum ähnlich arbeiten wollen, würden wir eine unserer Stärken preisgeben, nämlich das Original präsentieren zu können. Wir überzeugen mit der auratischen Wucht des Originals.

Das Gespräch führte Rainer Rheude

Junge Bands bringt de Exerzierhall bi Plattsounds to'n Koken

Van Stefan Meyer

De Rapper Blowm ut Emden hett sienen Bidrag „Wat mutt – dat mutt" presenteert. Foto: Lena Ohmsen

Ludger Abeln un Miriam Buthmann hebbt mit veel Pläseer Plattsounds 2011 modereert Foto: Lena Ohmsen

De Band „Voodolectric“ hett bi Plattsounds ehr Leed „Slikkermuul“ sungen. Foto: Lena Ohmsen

De Band „Musikapparillo“ ut Emden. Foto: Lena Oehmsen

Nu is he ok al woller vörbi de eerste plattdüütsche Bandwettstriet, de an’n 8. Oktobermaand in de Exerzierhall in Ollnborg stattfunnen hett. Bi Plattsounds 2011 hebbt sick över 17 Bands un Musikers ut Neddersassen twüschen 15 un 30 Johr mit een plattdüütschen Musikbidrag bewurben. 10 Bands hebbt up de Bühn in Ollnborg allns wiest, wat up Plattdüütsch in’t Musikrebett mööglich is: Van Pop, Rock, HipHop, Blues un Klassik weer allns dorbi.

Vele Musikers hebbt noch nie nicht wat mit de plattdüütsche Spraak to doon hat un hebbt de hochdüütschen un engelsken Texten in’t Plattdüütsche översetten laten. Dat junge Lüe sick över de Musik mit de Regionalspraak uteenanner setten un wiest, dat de Problemen, de Leevde un dat Levensgeföhl van de junge Generatschioon ok up Plattdüütsch utdrückt weern kann, is as heel groden Erfolg van Plattsounds fasttoholen. Van de Schölerband bit hen to de erfahrene Amateurmusikers langte dat Rebett van de Mitstrieders. Een besünnert Kennteken van de Veranstalten weer, dat de Musikers sick nicht as Konkurrenz bekeken hebbt un achter de Bühn heel veel Pläseer mit’nanner harrn. So hebbt al Deelnehmers twüschendör noch een Leed inproovt, wat se an’n Enn tosamen up de Bühn as Afsluss sungen hebbt. Kuntakten un Fründschappen sind ünnereenanner entstahn un so is jüst dat passeert, wat Plattsounds ok weern wull: Een plattdüütschet Musiknetwark för junge Lüe!

Ludger Abeln un Miriam Buthmann as Leedermakerin van de plattdüütsche Band „Die Tüdelband“ ut Hamborg hebbt mit veel Schwung dör den Avend modereert.

Un ok de Jury weer mit veel Prominenz besett: Yared Dibaba, Cornelia Ehlers (Dramaturgin för Nedderdüütsch an’t Staatstheater Ollnborg),

De eerste Pries för „Voodoolectric“. Foto: Lena Ohmsen

De Deelnehmers van Plattsounds hebbt an'n Enn al tosamen noch een Leed sungen. Foto: Lena Ohmsen

Veranstalter, Moderatoren un de Jury van Plattsounds. Foto: Anna Lena Sommer

Cornelia Nath (Baas van't Plattdüütskbüro bi de Oostfreeske Landskupp), Sandra Keck (Schauspelerin an't Ohnsorg Theater) un Malte Battefeld (Leedermaker van „De Fofftig Penns") hebbt dat besünners stur hat van all de Musikbidräge de Gewinners uttokieken.

De Landskuppen un Landskuppsverbännen in Neddersassen as Drägers van Plattsounds un dat Ministerium för Wetenschap un Kultur as Förderer van dat Projekt hebbt sick över dissen Erfolg an de moie Avend freit un weert heel verbaast, wat för grootardige Nawuchsbands dat in Neddersassen gifft. Mit över 150 Besökers weer de Exerzierhall full besett un to de Tokiekers hörten ok de Overbörgermeester van de Stadt Ollnborg Prof. Dr. Gerd Schwandner un de Ministersche för Wetenschap un Kultur Frau Prof. Dr. Johanna Wanka.

An't Enn hett de Musikgruppe „Voodoolectric" ut Auerk de eerste Pries mit 1.000 Euro kregen. De tweite Platz mit 500 Euro is an „Musikapparillo" ut Emden un de darte Pries mit 250 Euro an de Rapper Blowm ut Emden gahn. De Nachwuchspries mit 500 Euro as Musikgootschienen is an de Band „Notmade" ut Georgsmarienhütte gahn. Vör de Veranstalten stunn al de Besökerpries van de Webstäe www.plattsounds.de fast: „Skyline B" ut Leer hett 250 Euro wunnen.

Al Bedeiligten sind dor övereenkaamen, dat Plattsounds ok in tokamen Johr up de Been stellt weern mööt.

Ministersche Frau Prof. Dr. Johanna Wanka övergifft de tweite Pries an de Band „Musikapparillo". Foto: Anna Lena Sommer

Stefan Meyer, Ludger Abeln. Foto: Anna Lena Sommer

Rainer Behrends (Faust) und Juliana Maack (Margarete).
Foto: Andreas J. Etter

Well bin ik un wo gah ik hen?

Van Stefan Meyer

Dat sind de phiolosophischen Fraagen, de de Patienten an de „Landarzt Dr. Faust“ in de nedderdüütsche Nadichtung van „Faust“ stellt. In de Inszenierung van Michael Uhl kann de Wetenschaftler Heinrich Faust man up de Fragen kiene Antwurden geven un is mit sick sülvst untofreden. So verköfft he siene Seel an de Düvel un de maakt woller een Jungkeerl ut Em.

Veele passende Textutschnitten ut Goethe sien in 18. Johrhunnert rutbrochte Faust sind dor woller to finnen. Veel Neiet ward de Tokiekers ok gewahr: So ward een an'n Anfang wies, wo de Verbinnen twüschen Heven un Eer as Appelkoken dorstellt werrn kann. Mit veel Deepte un veel Geföhl is de plattdüütsche Faust inszeniert wurrn. Van een Mannskeerl, de een Ripp fehlt, över de Leevde un de Sinn van us Erdenwark langt dat Rebett. Man ok de fiensinnige Humor maakt dat Stück ut, wenn Mephisto seggt: „Ehr Mann is doot un lett Jo gröten“. Mit de Ammerländer Drinkspruch „Ik seh Di“ is sülvst Ollnborger Lokalkolorit bi Faust to finnen,

Veel to't nadenken, lachen un sinneren ward dor in 80 Minüten anboden. Modern un traditionell, deepdünkern un to'n smüstergrienen, presenteeren de wunnerbaren Schauspeelers de plattdüütsche Faust. Heel wat besünners.

Terminen: Dezember: Fr 2., Fr 9. un Sa 17.; Januar: So 8.

Josef, Tümmermann, Davids Söhn.

Up de Krippkenbiller
meisttieds ein ollen Kerl, ducknackt,
in de Bibel over
ein Mannsbeld, riskup,
ut besten Huuse,
man mit Ähnte in de Hannen.

As du dachdest,
dat Leven har di bedraogen
un du di trüggetrecken wulldest,
do köm ein Engel in 'n Droom to di
un stöttde di an,
üm dat du diene Wüürd' un
dien Kron' nich vergäten deist:
„Josef, Davids Söhn, wäs nich bange!“

Josef, Davids Söhn,
mit Ähnte an Hannen
- un doch väl mehr ein König
as Herodes,
de up sienen Thron sitt
mit Blaut an siene Hannen
un doch gliek uk bange is,
siene Macht to verlüstig to gaohn.

Man du, Josef,
geihst dienen Weg riskup – as
ein König,
ein Harder un Deiner van't Leven:
dräggst de schwore Last,
baust dat Huus,
lusterst up diene Dröööme.

Van Heinrich Siefer

Stapelfelder Krippe. *Foto: Heinrich Siefer*

Eine neue Orgel für die Klosterkirche in Vechta. Die Franziskaner-Kirche in Vechta dient heute der Ev.-luth. Kirche als Gotteshaus. Als Klosterkirche des 18. Jahrhunderts erbaut, ist sie einzigartig im Oldenburger Land. Foto: Bitter & Co

Eine neue Orgel für die Klosterkirche Vechta

Ein gemeinsames Projekt der beiden christlichen Konfessionen

Von Stefan Decker

Im Jahre 1731 haben die Franziskaner, die seit 1642 in Vechta ansässig waren, den barocken Neubau ihrer Klosterkirche fertiggestellt und übernehmen hierhin die vorhandene Orgel von 1697, zu der es keine näheren Angaben gibt. Erst mehr als 30 Jahre später entschließt man sich zu einem Orgelneubau und beauftragt damit den Osnabrücker Orgelbauer Johann Gottlieb Müller. Müller (*1727, † nach 1800) entstammt einer Hildesheimer Orgelbauerfamilie, arbeitet mehrere Jahre in der berühmten Orgelbauwerkstatt seines Verwandten Christian Müller in Amsterdam und ist später mit vielen Arbeiten in den Stiften Paderborn und Münster als „Hoforgelmacher“ präsent; unter anderem vollendet er die Orgel im Dom zu Fritzlar.

Als das Vechtaer Instrument 1770 fertig ist, ist es mit seinen 31 Registern auf zwei Manualen und Pedal die größte Orgel im Niederstift Münster und gehört zu den bedeutensten Instrumenten in weitem Umkreis. Ähnlich Herausragendes konnte allenfalls in den Städten Bremen, Oldenburg und Osnabrück gefunden werden. Zeitzeugen berichten von der Einzigartigkeit dieses Meisterwerkes. Noch 1892 schreibt der Seminarlehrer Franz Diebels aus Vechta über die Orgel: „Die Intonation der ganzen Orgel ist außergewöhnlich schön und das Werk eine hervorragende Meisterarbeit.“

Das Konzept ist dem Spätbarock verpflichtet, weist aber stilistisch in vielen Enzelheiten schon deutlich in das 19. Jahrhundert: Angestrebt wird ein grundtöniger und gravitätischer Klang. Dazu dient die reiche Besetzung mit Registern zu 16’ und 8’ (im Pedal vier 16’-Register!) oder die Einbeziehung der dunkel färbenden Quinta 6’ im Hauptwerk. Mit Quinta 12’ im Pedal wird ein 32’-Klang erzielt – das gibt es in weitem Umkreis nicht. Streichende Register wie Viola di gamba 8’, Violino 2’ und Violonbaß 16’, überblasende Flöten (Flauto traversa 4’) und weitere Register, die an Orchesterklänge anknüpfen (Oboe 8’) werden dann eine typische Erscheinung romantischer Instrumente.

Allerdings bleibt die Klosterkirche nicht lange ein bedeutender Orgelstandort: 1812 wird das Kloster aufgehoben. Bedeutende Teile der Innenausstattung, darunter die Orgel, gehen nach Löningen. Von der Müller-Orgel sind aber heute nur noch Teile des Gehäuses erhalten, die in die jetzige Löninger Orgel integriert sind.

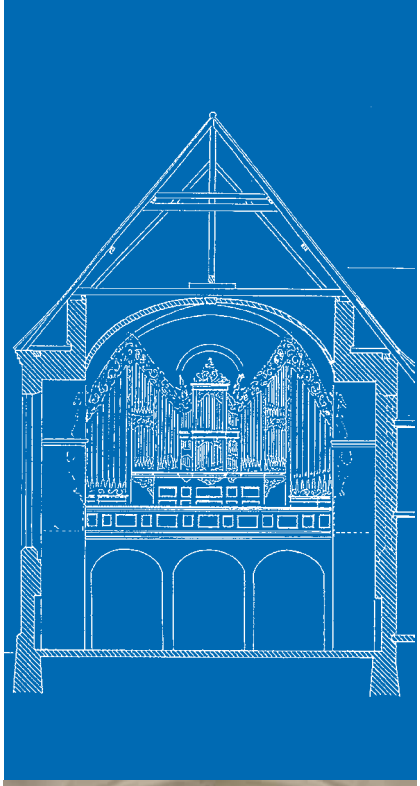
Aus dem Kloster wird eine Strafanstalt. Der neue Eigentümer der Gebäude, der Oldenburger Großherzog Peter Friedrich Ludwig, stellt die Klosterkirche beiden christlichen Konfessionen als Simultankirche zur Verfügung. In der Folge gibt es zwar Orgeln, aber eine bedeutende und dem Raum angemessene Orgel hat die Kirche seither nicht mehr. 1818 baut Anton Franz Schmid aus Quakenbrück ein einmanualiges Instrument mit elf Registern, das 1909 durch ein pneumatisches zweimanualiges Instrument mit zwölf Registern von Johann Martin Schmid (Schmid III, Oldenburg) ersetzt wird. 1958 schließlich baut Herbert Kruse (Lohne) eine elektropneumatische Orgel mit 15 Registern auf zwei Manualen ein. Auch dieses Instrument kann kaum musikalischen Ansprüchen wirklich genügen, ist ungünstig aufgestellt, in Material und Verarbeitung nicht sehr hochwertig und weist im Laufe der Zeit zunehmend immer mehr Störungen auf. Sie wird 2010 abgebaut.

Schon 1996 empfehlen die zuständigen Sachverständigen Stefan Decker (katholisch) und Jürgen Löbbecke (evangelisch) einen Orgelneubau. Die evangelisch-lutherische Kirchengemeinde

Vechta, die Hauptnutzer der Kirche ist, macht dies zu ihrem Projekt (auf katholischer Seite gibt es eine Reihe von Gottesdiensträumen, zum Beispiel die benachbarte Propsteikirche) und richtet einen Orgelausschuss ein. Parallel dazu formiert sich ein ökumenisch ausgerichteter Förderverein zum Bau einer neuen Orgel für die Klosterkirche.

Es wird sehr bald deutlich, dass der Einbau einer neuen Orgel erst erfolgen kann, wenn diverse bauliche Maßnahmen durchgeführt worden sind. Da das Land Niedersachsen als Eigentümer hierfür nur begrenzte Mittel zur Verfügung stellen kann, leistet hier ein eigener Förderverein für die Klosterkirche beträchtliche Unterstützung. So konnten bis jetzt (Herbst 2011) die Renovierung der Fenster der Südseite, der Einbau einer neuen Heizungsanlage, die Wiederherstellung des Fensters in der Westfront in der ursprünglichen Form und die Öffnung eines im 19. Jahrhundert zugemauerten Fensters im Chorraum bewerkstelligt werden; demnächst soll auch der noch ausstehende Innenanstrich erfolgen. Der Orgelausschuss, allen voran die Orgelsachverständigen zusammen mit der Kirchenmusikerin, Paula Hyson, erarbeitet die Grundlagen für eine neue Orgel. Die Klosterkirche ist als Simultankirche nicht nur Raum für evangelische wie katholische Gottesdienste – de facto mit der Funktion der Pfarrkirche für die evangelische Gemeinde –, sondern wird wegen ihrer sehr günstigen Akustik auch für Konzerte und hochrangige kirchenmusikalische Aufführungen genutzt, wobei die Orgel wegen fehlender Qualität und mangelnden musikalischen Möglichkeiten nur sehr begrenzt eingesetzt werden konnte.

Deshalb war von vornherein das Ziel, die Klosterkirche nach rund zwei Jahrhunderten mit nur mäßiger Orgel wieder mit einem angemessenen und hochwertigen Instrument auszustatten. Zunächst verschaffte



Entwurf des neuen Orgelprospektes des Büros von Einar Tonndo. Abbildung und Foto: Architekturbüro Tonndo, Oldenburg.

man sich bei zahlreichen Besichtigungen und Fahrten im In- und Ausland gezielte Informationen über den aktuellen Stand des Orgelbaus. Ergebnis war eine Auswahl von vier Orgelbauern, die um ein Angebot gebeten wurden. Dabei wurde bewusst darauf verzichtet, ein fertiges Konzept vorzugeben, Vorgaben waren alleine Raumgröße, -architektur, Akustik, geplante Nutzung und einige wenige Rahmendaten wie ungefähre Größe und Aufstellungsort. Die Anbieter sollten ihre persönlichen Vorstellungen und ihren eigenen Stil einbringen können. Entsprechend bunt waren die eingegangenen Vorschläge: Alle griffen die vorgegebenen Kriterien auf, wobei mehr oder weniger stark auf die Müller-Orgel Bezug genommen wurde.

Orgelausschuss und Kirchengemeinderat bewerteten unter anderem an einem Klausurtag die Angebote und empfahlen schließlich den Entwurf der Orgelbauwerkstatt Gerald Woehl (Marburg) zur Ausführung. Woehl greift das Konzept der Müller-Orgel auf und entwickelt die darin enthaltenen Tendenzen (siehe oben) in Richtung einer sinfonischen Orgel konsequent weiter. Zwar besitzt das neue Instrument nur zwei Manuale, aber diese Beschränkung lässt auf der anderen Seite eine kompromisslose und reichhaltige Besetzung der Teilwerke zu. Gleichzeitig ist vorgesehen, dass auch die spätbarocke Musik aus der Zeit der Müller-Orgel in idealer Weise wiedergegeben werden kann. Dazu kann einerseits die Windversorgung beeinflusst werden („klassischer Wind“) und andererseits das Schwellwerk durch zusätzliche Öffnungen die klangliche Präsenz eines Oberwerks erhalten. Angestrebt wird also eine Orgel, die eindeutig ein Instrument unserer Zeit sein soll, ohne die Tradition zu verleugnen. Entsprechend ist auch die äußere Gestaltung des Gehäuses zwar der barocken Architektur angepasst, aber modern. Nachdem mit einem neuen Nutzungsvertrag im August 2008 zwischen dem Land Niedersachsen, der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde und dem Bischöflichen Münsterschen Offizialat Vechta Rechtsklarheit geschaffen werden konnte, war der Weg frei, einen Orgelneubau in Auftrag zu geben. Der Einbau der Orgel ist für Herbst 2013 vorgesehen.

Zum Zeitpunkt der Auftragsvergabe war schon ein Drittel der Gesamtsumme an zweckgebundenen Geldern vorhanden. In der Zwischenzeit konnte der Förderverein weitere Mittel einwerben, nicht nur über Mitgliedsbeiträge oder von Spendern größerer oder kleinerer Summen, sondern über Aktionen wie den Verkauf der Pfeifen der alten Orgel oder des gerade neu gemachten Angebots von Pfeifenpatenschaften. Allerdings müssen noch weitere Gelder bereitgestellt werden, bis die Finanzierung gesichert ist. Hier sind alle eingeladen mitzuhelfen.

Aktuelle Informationen zum Stand des Orgelprojekts, natürlich auch zu Möglichkeiten der Unterstützung, finden Sie auf der Internetseite www.klosterkirche-vechta.de.

Von Cloppenburg nach Freiburg

Werner Berges zum 70. Geburtstag

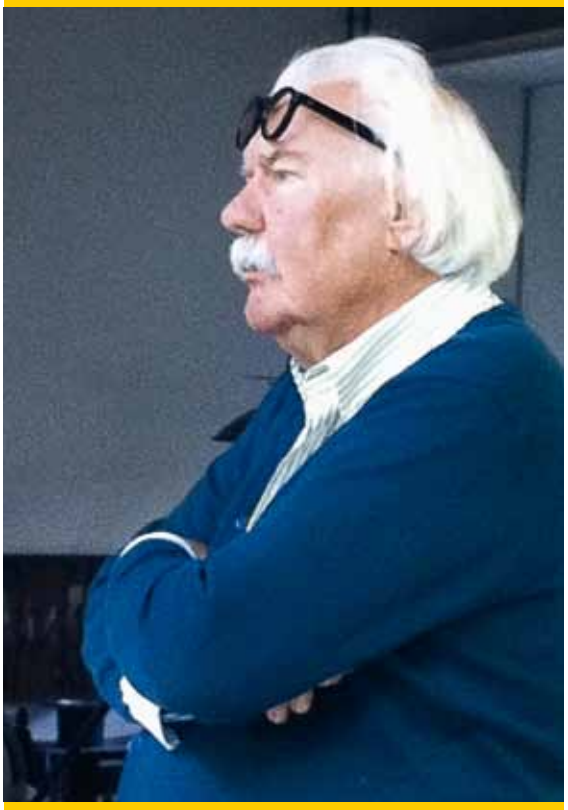
Von Gabriele Henneberg

Einem der größten zeitgenössischen Künstler unserer Region gilt es, anlässlich seines bevorstehenden Geburtstages eine kleine Würdigung entgegenzubringen: Werner Berges, der gebürtig aus Cloppenburg stammende und heute mit seiner Familie in Freiburg im Breisgau lebende Künstler. Internationales Wirken und ebensolche Erfolge kann Berges vorweisen und ist einer der bedeutendsten Popart-Künstler in Deutschland. Und auch wenn er heute in Freiburg lebt, ist er seiner Heimat immer verbunden geblieben. An vielen Orten, so unter anderem vor dem Cloppenburger Rathaus, ist er präsent, und das beeindruckende Fassadengemälde „Auerbachs Kopfsprung gehechtet“, das sich am im August 2007 abgerissenen Hallenbad befand und heute im Bauhof in Oldenburg eingelagert ist, sollte dringend wieder seinen Platz in der Öffentlichkeit finden.

Begegnet man dem Menschen Werner Berges im Oldenburger Land oder gar bei ihm zu Hause in Schallstadt bei Freiburg, trifft man einen sympathischen, auf den ersten Blick erstaunlich – im positiven Sinne – bürgerlich wirkenden Mann, der keinerlei künstlerische Attitüde nötig hat. Eine solche an den Tag zu legen, widerspräche auch seiner eigenen Auffassung, sagt er selbst von sich: „Ich konnte nie die Künstler verstehen, die gleichsam mit blutunterlaufenen Augen malen und sich in ihrer Arbeit malträtieren. Kunstschaffen hat für mich primär mit Freude zu tun. Ich bin ein lustvoller Maler.“

Auch sein Atelier in einem Seitengebäude des alten Weinguts atmet diese Arbeitsauffassung und Lebenseinstellung. Mitten in den Kunstwerken aus verschiedenen Schaffensphasen und in verschiedenen Zuständen des Schaffensprozesses lässt es sich bei einem Glas Wein entspannt reden, aber man ist zugleich beeindruckt von der großen Produktivität Werner Berges. Besonders ins Auge stechen die in Popart-Manier dargestellten schönen Frauen, mit denen Berges nach eigener Aussage „wieder zurück zu den Anfängen“ gekommen ist, war er doch in den 1970er-Jahren als der „Cloppenburger Andy Warhol“ bekannt. Auch wenn er dies damals gar nicht hören wollte, kann er sich inzwischen mit dieser „Etikettierung“ arrangieren, wie er in einem Gespräch mit Stefan Tolksdorf für das Kritische Lexikon der Gegenwartskunst äußerte.

Aber natürlich finden sich vielfältige Werke und Werkstoffe in dem Atelier und der dazugehörenden Galerie. Faszinierende Druckgrafiken stehen neben Gemälden, kleinen Plastiken und Metallarbeiten sowie Teppichen mit grafischen Darstellungen – ein beeindruckendes Oeuvre, das durch die sympathische Art des Künstlers aber nicht einschüchtert. Typisch ist auch das serielle Arbeiten, mit dem sich Berges in durchaus prominenter Gesellschaft befindet, haben doch auch große Maler des 17. Jahrhunderts wie etwa Peter-



Werner Berges ist einer der bedeutendsten Popart-Künstler Deutschlands. *Foto: Gabriele Henneberg*

Das Fassadengemälde „Auerbach Kopfsprung gehechtet“ von Werner Berges aus dem Jahre 1977, das sich am im Sommer 2007 abgerissenen Hallenbad in Oldenburg befand. *Foto: Kulturbüro Stadt Oldenburg*

Blick in das Freiburger Atelier von Werner Berges. Foto: Gabriele Henneberg

Paul Rubens über die Druckgrafik, den Kupferstich und die Radierung weiter Kreise erreichen wollen. So können auch weniger gut betuchte Menschen einen Original Berges besitzen, ohne dass die Qualität darunter leider würde. Denn Berges stellt hohe Qualitätsansprüche an seine Kunst, jedoch ohne dass diese einen elitären Nimbus bekommen soll. Darüber hinaus können und sollen viele etwas mit den Kunstwerken verbinden und diese verstehen, sie sind schön, meist gegenständlich ohne oberflächlich-plakativ zu sein und man braucht keine „Gebrauchsanweisung". Wie ein Gesamtkunstwerk wirkt das Atelier und das gesamte Weingut mit den Plastiken im Innenhofe und dem Warnschild am Eingangstor, auf dem vor dem „freilaufenden Hasen" gewarnt wird.

Diese Entwicklung und Karriere waren Werner Berges sicherlich nicht „in die Wiege" gelegt. Im Jahre 1941 in Cloppenburg geboren und aufgewachsen, ging er 1960 zum Studium nach Bremen und studierte dort an der Staatlichen Kunstschule bei Professor Johannes Schreiner. Ab 1963 bis 1968 setzte er sein Studium an der Staatlichen Hochschule Berlin fort, wo Professor Camaro sein wichtigster Lehrer war. Die damals gerade durch den Mauerbau endgültig geteilte Stadt hatte sicherlich einen großen Einfluss auf den jungen Kunststudenten und die damals brodelnde Künstler- und Studentenszene, die sich mit den Einflüssen aus Amerika auseinandersetzte, tat das übrige. Hier entstand auch die Auseinandersetzung und gleichzeitige Abgrenzung mit beziehungsweise von der Popart, deren Ausdrucksmittel Berges zwar verwendete, aber sich durch einfache Einsetzung der Kompositionselemente nicht der Übertreibung beziehungsweise Ironisierung ausliefert.

In den 1970er- und 1980er-Jahren war der Sport ein wichtiges Thema und Berges gestaltete unter anderem für die Münchner Olympiade eine Darstellung des 100-m-Frauenlaufs. Auch das bereits erwähnte Fassadengemälde „Auerbachs Kopfsprung gehechtet" ist da einzuordnen. Wiederaufgegriffen wurde diese Thematik interessanterweise in einer Auftragsarbeit für das Kranhaus in Köln am Rhein 2007.

In den 1980er- und 1990er-Jahren schuf Berges viele, stark abstrahierende Werke besonders in Aquarell und kehrte im neuen Jahrtausend zu seinen „Anfängen" zurück. Ein Eindruck der vielfältigen Schaffenskraft Werner Berges erhält man durch den zweibändigen Werkkatalog, der im Zusammenhang mit einer großen Ausstellung im Museumsdorf 2002 veröffentlicht wurde.

Foto: Alexander Langkals

Mit Kunst Freude bereitet

Jürgen Wild in Wilhelmshaven

Von Alexander Langkals

Der Jahresausklang ist Zeit zum Innehalten; die Zeit für ein Resümee, für einen Rückblick. Einen Rückblick besonderer Art veranstaltet die Sezession Nordwest mit der Dezember-Ausstellung. Sie ist Jürgen Wild gewidmet. Mit ihm hat die Sezession im Oktober 2010 weit mehr als ein verdientes Gründungsmitglied verloren. Vielen war der 1936 in Berlin geborene zu einem guten Freund geworden.

Farbe und Zeichnung, auf beiden Feldern besaß Jürgen Wild Talent und hat sich sicher bewegt. Autodidaktisch streng realistisch mit Bleistiftzeichnungen beginnend, kam allmählich die Farbe hinzu. Erst kolorierend, um sich allmählich immer mehr zu befreien und größere Eigenbedeutung zu erlangen. In großen Werkgruppen wurde sie schließlich zum alleinigen Bildinhalt. Und damit zum Bildthema selbst. Konsequent waren die Abwendung von letzter Realitätsbezogenheit und der Schritt in die Welt der abstrakten Malerei. Wild entwickelte und perfektionierte über Jahre seine Methode zur Schöpfung von Bildern fließender Farben. Ausgewählte kontrastierende Farbtöne verschiedener Konsistenzen und Eigenschaften wurden ihrem vermeintlich zufälligen Verlauf überlassen. Die Eingriffe des Künstlers jedoch, die in diesen Arbeiten kaum zu bemerken sind, haben durchaus entscheidend die jeweiligen Bildergebnisse beeinflusst. Ihre Kontraste und Harmonien, die Verläufe und Mischtöne sprechen den Betrachter unmittelbar an. Das geschieht stets auf stimmige, angenehme Art. Die Bilder klingen harmonisch. Keine schrillen Töne, keine lauten Farben, keine chaotischen Dissonanzen. Auf einer weiteren Ebene erwecken sie im Betrachter Eindrücke von phantastischen Landschaftsbildern, die aus großer Höhe aufgenommen wurden. Zuweilen erinnern sie auch an mikroskopische Sichtungen von Fraktalen, etwa der bekannten Mandelbrot-Mengen.

Bei aller Konzentration auf die gegenstandslose Malerei hat Jürgen Wild die reale Welt als Inspirator oder Bildthema nie aus den Augen gelassen. Darüber hinaus besaß er Humor. Das bezeugen Reihen karikaturhafter Zeichnungen, die neben einer spitzen Feder der Kontur starke Farbigkeit aufweisen. Themen bleiben meist nicht singulär, sondern bilden größere Komplexe. So wird etwa Sport Gegenstand zum Schmunzeln reizender Bilder. Durchaus spitz ist auch die ironische Darstellung der Akteure. Und das Vergnügen mit der zeichnerischen Auseinandersetzung erhielt für ihren Schöpfer oftmals eine weitere Dimension: eigene kurze Texte, die zahlreichen Blättern quasi als eine weitere humorige Würze beigesellt wurden.

Viele Wilhelmshavener kennen Jürgen Wild aus einem nochmals anderen künstlerischen Zusammenhang. Über lange Jahre gab er mit großem Enthusiasmus sein praktisches Wissen um Malerei und Zeichnung in zahllosen Kursen, etwa an der Volkshochschule, weiter. Seinen Kursteilnehmern hat er eine besondere Hinterlassenschaft mitgegeben: Bei jedem neuen Bild, das sie malen, erinnern sie sich an einen liebenswürdigen und humorigen Menschen. Alle anderen können sich beim Betrachten der Bilder in der Sezession Nordwest an ihren Schöpfer Jürgen Wild erinnern.

Ausstellung bis 3. Januar 2012
in der Sezession Nordwest in Wilhelmshaven

Blick nach draußen

Kunstpreis und Jugendkunstpreis der Gemeinde Rastede

Von Tanja Lüers

Anneke Lüers, Dr. Claudia Thoben, Gabriele Böger, Dr. Friedrich Scheele, Julia Willms, Dieter Decker, Merle Mecklenborg (von links). Foto: Tanja Lüers, Kunst- und Kulturkreis Rastede

Vor 25 Jahren wurde der Kunstpreis der Gemeinde Rastede zum ersten Mal ausgelobt. Anlass war damals der Abschluss der Restaurierungsarbeiten am Palais Rastede. Inzwischen werden Kunstpreis und Jugendkunstpreis, der 2009 ins Leben gerufen wurde, im zweijährlichen Rhythmus ausgeschrieben. Der Kunstpreis ist mit 5.000 Euro, der Jugendkunstpreis mit 500 Euro dotiert. Es können Arbeiten aus dem Bereich Malerei, Grafik, Fotografie, Objektkunst und Neue Medien eingereicht werden.

„Blick nach draußen" lautete das diesjährig gestellte Thema, mit dem sich Künstlerinnen und Künstler spätestens seit der Renaissance immer wieder beschäftigen.

Die Preisträgerinnen 2011

Die fünfköpfige Jury entschied sich, 2011 den Kunstpreis zu teilen. Preisträgerinnen sind Gabriele Böger und Julia Willms.

Die in Wilhelmshaven geborene **Julia Willms** hat in Maastricht/Niederlande an der Akademie Beeldende Kunsten „Visuelle Kommunikation" und in Wien an der Universität für angewandte Kunst „Medienübergreifende Kunst" bei Professor Bernhard Leitner studiert und sich seit 2005 mit Ausstellungen und interdisziplinären Projekten einen guten Namen gemacht. Sie lebt und arbeitet heute in Amsterdam und Wien. In der Region ihrer Herkunft ist sie jetzt – nach etlichen internationalen Beteiligungen – zum ersten Mal auf einer Ausstellung vertreten. Ausgezeichnet wurde sie für ihre audiovisuelle Rauminstallation „The Picture", in der der Betrachter auf eine Reise durch sich ständig verändernde Bildräume mitgenommen wird.

Gabriele Böger beeindruckte die Jury mit ihren drei „Gartenstücken". Die aus zusammengenähten Leinwandstücken bestehenden und mit Aquarellfarben bemalten Bildobjekte zitieren in ihrer Form, Farbe und Struktur die im Garten verorteten Grundsätze von Wachstum, Ordnung und Schönheit und besitzen eine starke sinnliche Ausdruckskraft. Gabriele Böger lebt in Oldenburg und ist durch zahlreiche Ausstellungen und Projektleitungen (zum Beispiel die Landeskunstausstellungen in Bad Zwischenahn und Aurich) regional und überregional bekannt. Beim Europäischen Kulturwettbewerb des Spanischen Ministeriums für Arbeit und Einwanderung hat sie in der Sparte Aquarell 2010 den zweiten Platz und 2011 den ersten Platz erzielt.

Der Jugendkunstpreis

In der Ausstellung zum Jugendkunstpreis sind 42 Jugendliche im Alter von 12 bis 19 Jahren vertreten. Das Thema „Blick nach draußen" wurde in verschiedenen Techniken umgesetzt und Arbeiten aus den Bereichen Malerei, Zeichnung, Fotografie, Collage, Objektkunst und neue Medien eingereicht. Der „Blick nach draußen" richtet sich auch hier einerseits auf die direkt vor dem Fenster liegende Landschaft, andererseits holt er Urlaubserinnerungen und Wunschvorstellungen heran. In Bilder umgesetzt wurden aber auch die Themen Armut, Hunger und Krieg, die den Blick in andere Regionen der Welt richten, und der schwierige Weg, sich selbst im sozialen Umfeld zu verorten.

Die Preisträger/innen:

Der Jugendkunstpreis wurde gedrittelt und an Mattis Kleemann (1. Preis), Anneke Lüers (2. Preis) und Merle Mecklenborg (2. Preis) verliehen.

Mattis Kleemann (15 Jahre) wurde für seine Arbeit „Quiberon" ausgezeichnet, die zwei Urlaubsfotografien aus dem französischen Quiberon in die Tiefe eines alten Fensterrahmens setzt.

Anneke Lüers (13 Jahre) hat eine Mädchenfigur in ein Glasgefäß gesetzt, um ihre Abgeschlossenheit von der Welt zu zeigen. Mit den auf Pappe dargestellten Möglichkeiten, was dieses Mädchen alles tun könnte, will sie Mut machen, die „kleine Welt" zu verlassen und Spaß zu haben.

Die ausgezeichnete Fotografie von **Merle Mecklenborg** (15 Jahre) trägt den Titel „Wenn man den Blick nach draußen verliert …". Auch sie will Mut machen, sich in verzweifelten Situationen an Freunde und die Familie zu wenden und selbst Hilfe zu geben.

Palais Rastede, Feldbreite 23
26180 Rastede, Tel. 04402-81552
www.palais-rastede.de

Sieben Schmiede aus den europäischen Ländern Tschechien, Finnland, Frankreich, Niederlande, Österreich, Luxemburg und Deutschland haben das Geländer der Soestebrücke beim ehemaligen Rathaus-Stadtmitte unter dem Motto „Brücke der Freundschaft - Brücke der Nationen“ mit zwei gemeinsam geschmiedeten Symbolen (alte und neue Zunftzeichen der Schmiede) versehen. Im Rahmen der 700-Jahr-Feier 2008 entstand in einem Workshop unter der Regie des Schmiedemeisters Alfred Bullermann das Brückengeländer. Fotos: Stadt Friesoythe, Ludger Bickschlag

Friesoythe – die Eisenstadt

Nördlichste deutsche Stadt im „Ring der Europäischen Schmiedestädte“

Von Johann Wimberg

Wenn es um Eisenverhüttung geht, denkt man in der Regel zuerst an Bergwerksregionen, vielleicht an das Ruhrgebiet oder das Siegerland, aber wohl kaum an die norddeutsche Tiefebene. Doch die Stadt Friesoythe beweist, dass es auch anders sein kann. So verwundert es dann auch den staunenden Betrachter, wenn gerade hier schon im Mittelalter Eisen gewonnen und verhüttet wurde.

Tatsächlich trug die Eisengewinnung lange vor der Industrialisierung in Friesoythe zu einer wirtschaftlichen Blütezeit der Stadt bei. Aus dem hier reichlich vorkommenden Raseneisenerz und dem Schwarztorf gewann man vor Jahrhunderten das Eisen. In sogenannten Rennöfen, aus Lehm geformten Säulenöfen, verhüttete man das Erz zu schmiedbarem Eisen. Daraus fertigten die Friesoyther Schmiede dann Sensen, Sicheln und Beile, die wegen ihrer Qualität und Güte bis in den holländischen Raum hinein gefragt waren.

Auf diese einzigartige Geschichte kann die Stadt Friesoythe aufbauen. Friesoythe ist seit 2004 die nördlichste deutsche Stadt im „Ring der Europäischen Schmiedestädte“. Durch die Zerstörungen im Laufe der letzten Jahrhunderte und zuletzt durch den Zweiten Weltkrieg gibt es in der Stadt an der Soeste heute wenig noch erhaltene alte Bausubstanz oder Monumente, die an die Schmiedegeschichte von einst erinnern könnten.

Daher hat die „Eisenstadt Friesoythe“ mit Blick auf 700 Jahre Stadt-

rechte die Weichen gestellt für eine zeitgenössische Aufarbeitung dieses besonderen Stadtprofils. Mit moderner Schmiedekunst und Metallgestaltung will man im Laufe der Zeit Spuren im Stadtbild erkennbar machen, damit die Kommune ihr unverkennbares Gesicht als Eisenstadt wieder sichtbar werden lässt. Der Anfang ist bereits gemacht, denn durch die Ansiedlung einer Stadtschmiede schlägt mitten in Friesoythe wieder das Herz der Eisenstadt. In enger Zusammenarbeit mit dem Schmiedemeister und Diplom-Designer Alfred Bullermann arbeitet die Stadt intensiv an dem Thema, das dem Mittelzentrum im Norden des Oldenburger Münsterlandes ein einzigartiges und zudem noch authentisches Profil geben soll.

Nicht zuletzt durch die Ausstellung „Eisenart“ hat Friesoythe 2008 zum Stadtjubiläum Besucher aus verschiedenen Teilen Deutschlands angezogen und begeistert. In einem Symposium internationaler Schmiede entstand ebenfalls im Jubiläumsjahr die „Brücke der Freundschaft - Brücke der Nationen“, ein geschmiedetes Brückengeländer mit zwei Stelen, in denen sich alte und neue Zunftzeichen der Schmiede wiederfinden. Weiterhin dokumentiert die von Alfred Bullermann geschaffene Skulptur „Eisen1“ die Friesoyther Schmiedegeschichte in eindrucksvoller Form. Nicht zuletzt das Denkmal vom „Sensenschmied“ in der Stadtmitte vor der Marienkirche erinnert an diese besondere Geschichte Friesoythes.

Auch die „Katharinenglocke“ von 1478 findet als Friesoyther Friedensglocke und als Skulptur „Eisen2“ in einem Glockenturm aus Cor-Ten-Stahl seit 2009 ihren Platz im Friesoyther Stadtpark. Das Projekt „Der Eiserne Kreuzweg“, gefördert unter anderem von der Oldenburgischen Landschaft, konnte unter Beteiligung von 15 Schulen der Stadt Friesoythe feierlich im April 2011 durch Weihbischof Heinrich Timmerevers im Stadtpark eingeweiht werden.

Der Friesoyther Schmiedemeister Alfred Bullermann konnte wiederholt den historischen Verhüttungsvorgang im Rennofen nachstellen und schmiedbares Eisen gewinnen. Das seit 2010 am dritten Wochenende im September stattfindende Friesoyther Eisenfest ist nunmehr Schauplatz zur Demonstration dieses Verhüttungsvorganges. Hier entsteht aus Schwarztorf und Raseneisenerz in einem aus Lehm geformten Säulenofen schmiedbares „Friesoyther Eisen“. Das „Friesoyther Eisenfest“ ist in seiner Art und Ausrichtung einmalig im Oldenburger Land und auch darüber hinaus.

Der 30. November wurde bereits im 16. und 17. Jahrhundert als „Schmiedegildetag“ von der Friesoyther Schmiedegilde mit Schinkenbrot und Bier gefeiert. Dieses Gildefest wurde jährlich am St. Andreastag von einem Schmiedemeister ausgerichtet. Heute wird auch dieser Tag wieder mit Vortragsveranstaltungen und ökumenischer Andacht in Friesoythe belebt.

Während manch andere Stadt nahezu verzweifelt nach einem eigenen Profil sucht, kann sich Friesoythe nachvollziehbar und authentisch auf eine besondere Geschichte beziehen und darauf aufbauen. Die Stadt will zukünftig stetig und ausdauernd das Thema der Eisen- und Schmiedegeschichte aufgreifen und mit Leben erfüllen. Nicht historisierend, wie Bürgermeister Johann Wimberg betont, sondern mit zeitgenössischer und moderner Eisen- und Metallgestaltung. „Wir haben die Geschichte als Fundament und wollen darauf die Zukunft gestalten.“

Die Friesoyther Friedensglocke: Das zeitgenössische Projekt greift das Thema der Eisenstadt Friesoythe auf. Der schlichte Metallkörper mit rostbrauner Cor-Ten-Stahl-Oberfläche bildet den Rahmen für die Katharinenglocke von 1478, die von der Kath. Pfarrgemeinde St. Marien zur Verfügung gestellt wurde und nun nach ihrer Restaurierung als Friesoyther Friedensglocke im Stadtpark erklingen kann.

Verurteilen, Annehmen, Fallen, Begegnen, Entwürdigen, Festnageln, Sterben, Abgeben und Auferstehen – das waren die Themen, die in einem zweijährigen Projekt mit 15 Schulen aus der Stadt Friesoythe in Zusammenarbeit mit der Kath. Pfarrgemeinde St. Marien, der Stadt Friesoythe und dem Schmiedemeister Alfred Bullermann zur Umsetzung des „Eisernen Kreuzweges“ dienten. Bürgermeister Johann Wimberg mit den 15 Skulpturen vor der Installierung im Friesoyther Stadtpark.

Gegen Sturmfluten und Bürokraten

7. Herbsttagung der Oldenburger Heimat- und Bürgervereine

Von Henning Karasch

Volker Landig, Vorsitzender des Jeverländischen Altertums- und Heimatvereins, bei der Begrüßung.

Volker Landig überreicht Museumsleiterin Prof. Dr. Antje Sander zum 90. Gründungstag des Schlossmuseums einen Blumenstrauß. Fotos: Henning Karrasch

Ob Stadt, Altertums- und Heimatverein, Sparkasse oder Spielmannszug, an diesen Jubiläen „feiere man sich 2011 dumm und dusselig“, erklärte Volker Landig, Vorsitzender des Jeverländischen Altertums- und Heimatvereins. Daher lud er die etwa 70 Vertreter der nach Aussage von Matthias Struck von der Oldenburgischen Landschaft knapp unter 400 Heimat- und Bürgervereine des Oldenburger Landes, die zur siebten Herbsttagung in den Steinsaal des Schlosses gekommen waren, zum Mitfeiern ein. Nicht nur der Verein begehe sein 125. Jubiläum, vor genau 90 Jahren wurde mit einem Jeverländischen Heimatfest die Eröffnung des Schlossmuseums, das mittlerweile jährlich 60.000 Gäste zähle, begangen. Dafür nahm Hausherrin Prof. Dr. Antje Sander einen Blumenstrauß entgegen.

Dem Landschafts-Vizepräsidenten Ernst-August Bode überreichte Landig die 19-bändige zweite Auflage der Weltgeschichte von Friedrich Christoph Schlosser, 1776 in Jever geboren, aus der Schenkung eines jeverschen Ehepaares, die es bereits im Mariengymnasium, nicht aber bei der Landschaft gebe. Der in der alten Hohenkirchener Schule aufgewachsene Bode, Bruder des ehemaligen Oberkreisdirektors Eckart Bode, auf dessen Initiative die Anstellung des ersten hauptamtlichen Museumsleiters Uwe Meiners 1986 zurückging, kennt keinen älteren Heimatverein in der Region, der

sich stets sowohl gegen Sturmfluten als auch gegen „Bürokraten aus Hannover“ zu wehren wusste. Er freute sich, dass im Zentrum dieses Treffens weniger Fachfragen als die Vorstellung des Vereins stand, der, so ergänzte Sven Ambrosy als Vorsitzender des Zweckverbandes Schlossmuseum, eine feste Größe der Heimatpflege sei. Man habe Park und Schloss, in dem alleine an diesem Tage vier Mal geheiratet und 60 Heimatfreunde aus Groningen begrüßt wurden, vom Land gepachtet, um Herr im eigenen Hause zu sein. Der Zweckverband sei seit 1990 eine „tragfähige Konstruktion“ aus Landkreis, Stadt und Altertums- und Heimatverein, die engagierte Museumsleiterin Prof. Dr. Sander schaffe es, ihr Budget zu verdoppeln, und ziehe mit außergewöhnlichen Ausstellungen neue Besucher an. Dr. Jürgen Kessel, Arbeitsgemeinschaftsleiter der Heimat- und Bürgervereine, lobte das aktive bürgerliche Tun, durch das Gutes geschehe, und lud für 2012 nach Brake ein.

Landig nahm in seinem Vortrag zu Entwicklung, Bedeutung und Aktualität des Jeverländischen Altertums- und Heimatvereins seine Zuhörer mit auf einen „Spaziergang vor der Folie der Zeitgeschichte“. Der jetzige Verein, dem 1850 ein kurzlebiger „Verein für Heimatkunde“ vorausging, sei 1886 aus Anlass der Hundertjahrfeier des Schützenvereins Jever entstanden. In der patriotisch-populären Geschichtsauffassung der Zeit entdeckte man Fräulein Maria als Identifikationsfigur neu und wollte wissen, was aus der Vergangenheit des Jeverlandes, nach Marias Tod bis 1667 von den Oldenburger Grafen regiert, den Blick für die eigene Identität öffnen könne. Einerseits war die Stadt, noch innerhalb mittelalterlicher Grenzen, von vielen Dörfern aus nur winters bei scharfem Frost gut zu erreichen, andererseits setzte, wie in ganz Deutschland, nach der Reichsgründung ein Aufschwung mit Bahnhof, Molkerei, Gartenbaubetrieben und stattlichen Villen ein. Da der Fortschritt auch mit Verlust verbunden sei, wollte man der komfortablen Entwicklung die Erinnerung zur Seite stellen. Die Bindung der Bürger an den Verein habe anfangs die Tatsache behindert, dass die ersten fünf Vorsitzenden nicht aus Jever stammende Amtshauptmänner waren, was politisches Gewicht verlieh. Lehrer Dietrich Hohnholz verdanke man das Museum, das er bis 1924 aufbaute, zunächst in zwei nicht öffentlich zugänglichen Räumen im Obergeschoss des Pulverturms, ab 1901 im alten Mariengymnasium in der Drostenstraße und 1918 für wenige Monate in der Bleekerschule. Um das großherzogliche Inventar des Schlosses stritt man sich um 1920 mit der Amtsverwaltung, die ebenfalls ins Schloss einziehen wollte. Der Altertumsverein schrieb sich die „Hebung des Heimatgefühls zur Stärkung des altdeutschen Sinnes“ auf die Fahnen. Der 1920 gegründete, volkstümliche Heimatverein, der eine Speeldeel bildete, fusionierte mit dem Altertumsverein am 23. Oktober 1923. Bald nach dem Zweiten Weltkrieg seien Zuschüsse für den im Herbst 1945 wieder zugelassenen Verein gekürzt worden. Museumsleiter Hans-Wilhelm Grahlmann war 14 Jahre lang Herr über das 60 Räume umfassende Museum.

Heute sehe sich der 288-köpfige Verein als engagierter Begleiter der Stadtentwicklung, schloss Landig, und lud für den 15. November zur Festveranstaltung „für den ersten Namensteil“ ein.

Im Anschluss berichtete Prof. Dr. Sander aus der Arbeit des Schlossmuseums, und es wurde ein Überblick über die Arbeitsbereiche des Altertums- und Heimatvereins gegeben.

Neuer Service der Landschaft: Ausstellungen in der Region

Michaeal Ramsauer, Tiger for two, Eitempera auf Leinwand, 80 x 140 cm, 2011

Accrochage

Ausstellung in der Galerie Lake,
Herbartgang 17, Oldenburg
mit Arbeiten von
Endy Hupperich, München
Jochen Mühlenbrink, Düsseldorf
Myriam Quiel, Teheran
Aaron Rahe, Kiel
Michael Ramsauer, Oldenburg
Piotr Rambowski, Bremen

Die Ausstellung läuft bis zum Ende des Jahres
Montag, Mittwoch bis Freitag 10 – 18 Uhr
Samstag 10 – 16 Uhr, Dienstag geschlossen

Mord und Totschlag in der Wesermarsch

Aber nur literarisch: Mirko Schädel hat in Stollhamm Deutschlands erstes und einziges Krimimuseum aufgebaut

Von Rainer Rheude
und Peter Kreier (Fotos)

Wer sich um diese Jahreszeit an einem Vormittag durch den wabernden Nebel in der Wesermarsch tastet, der muss nicht allzu viel Fantasie aufbringen, um sich diese Gegend als Schauplatz gruseliger Gespenster- oder schauriger Mordgeschichten vorzustellen. Mirko Schädel hätte wohl kaum einen entlegeneren, aber auch geeigneteren Platz für Deutschlands erstes und einziges literarisches Krimimuseum aussuchen können. In Stollhamm, am Ende des Ortes und erst etliche Hundert Meter hinter dem Ortsausgang, weist ein kleines windschiefes Schild den Weg zu einem renovierten ehemaligen Pferdestall, in dem er seine bibliophilen Schätze seit nunmehr vier Jahren ausstellt. Ursprünglich waren sie nebenan untergebracht, in dem aus dem Jahr 1882 stammenden backsteinernen Bauerngehöft, das er vor zehn Jahren gekauft hatte, als er seine Zelte in Hamburg abbrach. Risse in den Wänden signalisierten ihm jedoch eines Tages dringlich, dass das alte Haus dem Gewicht Tausender, in Dreierreihen gestapelter Bücher nicht unendlich lang würde widerstehen können.

Die eingängige Bezeichnung „Krimimuseum“, die seit der Eröffnung immer wieder auch Journalisten überregionaler Medien in die Wesermarsch führt und unterdessen auch Eingang in die Fremdenverkehrswerbung Butjadingens gefunden hat, ist eigentlich nicht ganz zutreffend. Denn dem Museumsgründer geht es um mehr als nur um den Gänsehaut-Schauer, der Leser bei der Schilderung raffinierter Mordfälle überzieht, und um die gewitzte Tätersuche, deren Spannung ihn in den Bann schlägt. Der 44-jährige Schriftsetzer, Grafiker und Verleger verbindet mit seiner Sammlung durchaus einen literaturhistorischen Anspruch, nämlich „die Geschichte und Entwicklung der Kriminalliteratur im deutschsprachigen Raum

Etliche Regalmeter voller Raritäten: Museumsgründer Mirko Schädel.

von 1790 bis 1945 aufzuzeigen“ und den Krimi vom Ruf der angeblich geringerwertigen literarischen Qualität zu befreien. Von insgesamt rund 9000 Genretiteln, die im Laufe dieser 155 Jahre erschienen sind, hat er gut die Hälfte, ca. 5000, in den Regalen und Vitrinen der Ausstellung stehen, vom Groschenroman bis zur schweren, in Leder gebundenen Schwarte, darunter Autografien, Erstausgaben und sogar einige Titel, deren vermutlich letztes Exemplar er aufbewahrt. „In keiner deutschen Bibliothek gibt es so viele Kriminalromane wie bei mir“, sagt er.

So ambitioniert hat Schädel freilich nicht angefangen. Als Junge, in Jever geboren und aufgewachsen, fesseln ihn in den 1980er Jahren zunächst Science-Fiction-Geschichten am meisten. Aus einem trivialen Grund, „weil diese Bücher einfach zu teuer wurden“, steigt er als 16-Jähriger um auf preiswertere Bücher und entdeckt den Kriminalroman. Den allerersten Krimi hatte der Vielleser schon als Zwölfjähriger auf dem Dachboden seiner Großmutter gefunden, ein wahrlich kriminelles Werk, stammte es doch von dem schwedischen Hochstapler und Betrüger Gunnar Serner, der in den 1920er Jahren unter dem Pseudonym Frank Heller schrieb. Ein paar Jahre später frönt er als junger Mann dann seiner Sammelleidenschaft, die er selbst im Laufe der Zeit als „manisch“ empfindet. Mit detektivischem Spürsinn schlendert er über Flohmärkte, stöbert in Antiquariaten und auf Dachböden, nimmt an Auktionen teil, surft im Internet und kauft auch schon mal auf einen Schlag größere private Krimi-Sammlungen auf. Eine Leidenschaft, die ihn schließlich auch noch dazu antreibt, als Hobbyforscher zehn Jahre intensive Arbeit in die zweibändige „Illustrierte Bibliographie der Kriminalliteratur im deutschen Sprachraum 1796 bis 1945“ zu investieren und sie im eigenen Verlag Achilla Presse herauszugeben. Heutzutage, sagt er,

wird er nur noch selten fündig. Der Markt für bibliophile Raritäten ist mittlerweile viel kleiner geworden, die Preise entsprechend höher, und zudem schnappen die wenigen Sammler, die in denselben Gewässern fischen wie er, „sich gegenseitig die Raritäten weg“. Für ein Buch, das früher vielleicht fünf Mark gekostet hat, kann heute gut und gerne bis 200 Euro verlangt werden.

Als Begründer des deutschsprachigen Kriminalromans gilt August Gottlieb Meißner, ein heute weitgehend unbekannter Schriftsteller der Aufklärung, mit dessen Band „Kriminalerzählungen“, 1792 erschienen und überaus populär, sich das Museum in Stollhamm auch schmücken kann. Meißner schildert in seinen Romanen nicht nur die Tat und ihre Bestrafung, sondern er geht als erster Krimi-Autor in Deutschland auch auf Umstände und Motive ein. Weil im 18. und 19. Jahrhundert Bücher für die meisten Menschen aber unerschwinglich sind – entsprach ihr Preis doch mitunter dem Gegenwert einer Kuh oder dem Monatsverdienst eines Handwerkers –, ist eine breite Leserschaft auf Fortsetzungsromane in Zeitungen und Zeitschriften angewiesen, die vornehmlich irische, englische und amerikanische Autoren abdrucken, oder auf die vereinzelten Exemplare von Kriminalromanen, die in öffentlichen Bibliotheken ausgeliehen werden können. Erst als sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Buchproduktion beschleunigt, bildet sich verstärkt das heraus, was Schädel die „Dienstmädchen-Literatur“ nennt.

Neben dem literarisch anspruchsvollen Krimi – für den Namen wie Mark Twain, Edgar Allen Poe, Mary Braddon oder Arthur Conan Doyle, stehen, um nur ein paar herausragende zu nennen – etabliert sich nun rasch eine umfangreiche „Gebrauchsliteratur“, von der der Museumsgründer sagt, „dass überschlägig 60 Prozent davon Schrott ist“. Doch gerade Exemplare dieser „Gebrauchsliteratur“ sind heute oftmals Kostbarkeiten in seinem Fundus, weil sie von den Lesern damals in der Regel als nicht wert befunden wurden, aufgehoben zu werden und der größte Teil dieser Bücher unwiederbringlich verloren gegangen ist. Schädel selbst bevorzugt als Leser Autoren aus der viktorianischen Zeit, Wilkie Collins etwa, dessen „Die Frau in Weiß“ vor Jahren als Fernseh-Mehrteiler Furore machte, oder den Iren Sheridan Le Fanu, ein weitgehend vergessener Autor von klassischen Gruselgeschichten, den Schädel demnächst im eigenen Verlag neu auflegen will. Es ist nicht in erster Linie die Raffinesse des Plots, die er an diesen und anderen Autoren schätzt – zu ihnen zählt auch der „frühe“ Georges Simenon und dessen Kommissar Maigret –, sondern ihn beeindruckt vor allem, wenn sie es verstehen, darüber hinaus auch ein facettenreiches kulturgeschichtliches Porträt ihrer Zeit zu zeichnen.

Nur eine von vielen bibliophilen Kostbarkeiten im Stollhammer Krimimuseum: Aus dem Englischen übersetzte „Geistergeschichten“, erschienen im Jahr 1851 im Verlag Buchhandlung Weber in Leipzig.

In seinem Museum hat Schädel auch einen Kanonenofen eingebaut und eine Sitzecke platziert, denn eine Führung durch die 170 Quadratmeter große Halle kann schon mal dauern, durch eine solche Ausstellung geht man nicht im Sauseschritt. Wobei es der Hausherr eher ungern sieht, wenn Besucher Bücher selber aus den Regalen nehmen. Auf das für die Wissenschaft reichhaltige Quellenmaterial, das da in Stollhamm einzusehen ist, und den Sachverstand des Museumsgründers sind längst auch Germanisten und Anglisten aufmerksam geworden, Professoren von der New Yorker Universität etwa und Literaturwissenschaftler der Pariser Sorbonne, die sich zum Studium für Wochen einquartierten. Manchmal, erzählt Schädel, geht er am Abend ganz allein in sein Museum, setzt sich an den bullernden Ofen, nimmt ein Buch zur Hand und versinkt wie einst als Junge für Stunden in der Lektüre. Der Büchersammler ist stets auch eine Leseratte wie zu Jugendzeiten geblieben, er liest nicht nur Krimis, aber immer noch häufig. Erst ein Drittel seiner Ausstellungstitel hat er bisher durch, schätzt Schädel.

Er hat also noch viel vor sich.

**Krimimuseum: Butjadingen-Stollhamm, Hauptstraße 80.
Öffnungszeiten und Führungen
nur nach telefonischer Absprache: 04735-918 996.
www.achilla-presse.de/206-0-Krimi-Museum.html**

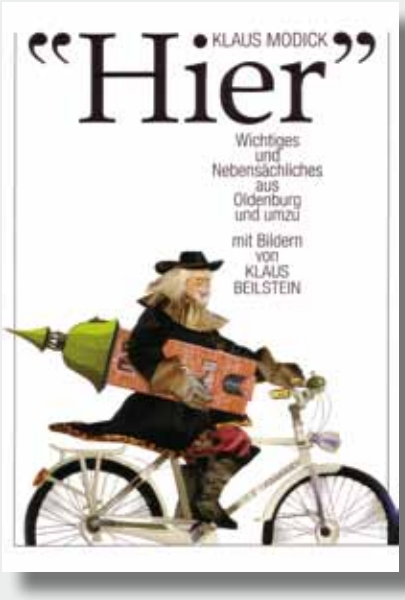


Foto: Tobias Scholz

Die neue Veröffentlichung von **Klaus Modick** und **Klaus Beilstein** mit Beiträgen aus der Kolumne „Zum guten Schluss" unserer Zeitschrift hat bereits viele Käufer gefunden. Auch der Weserkurier hat sich zu dieser kleinen bibliophilen Veröffentlichung der Oldenburgischen Landschaft sehr positiv geäußert:

Klaus Modick und die Liebe zur Region

Klaus Modick, der mit „Sunset" zuletzt eine gewitzte Mischung aus Campus- und Migrationsroman, Liebesgeschichte und Politthriller vorgelegt hat, ist trotz zahlreicher Stipendiaten- und Gastprofessur-Aufenthalte in Italien und den USA ein ungemein heimatverbundener Mensch geblieben. Das zeigt sich an seiner Mitwirkung an „Bremen 2041", einer Literaturserie dieser Zeitung, die unlängst in eine Buchveröffentlichung mündete. Und das erweist sich zudem bei der Lektüre eines von **Klaus Beilstein** liebevoll illustrierten Bandes, den Modick seiner Heimatstadt Oldenburg sowie dem Umland zugeeignet hat: „Hier – Wichtiges und Nebensächliches aus Oldenburg und umzu" versammelt Erzählungen und Satiren, Ansprachen und Anekdoten. Schöner kann eine Liebeserklärung an die Region wohl kaum ausfallen.
Klaus Modick: Hier – Wichtiges und Nebensächliches aus Oldenburg und umzu. Isensee, Oldenburg. 120 Seiten, 12,80 €. ISBN-Nr. 978-3-89995-811

Aus: Weserkurier vom 13. November 2011

Auch der aktuelle Band des **Jahrbuchs für das Oldenburger Münsterland** bietet wieder eine Vielzahl an interessanten und lesenswerten Beiträgen und Informationen rund um den südlichen Teil des Oldenburger Landes. Die Autorinnen und Autoren der diesjährigen Ausgabe widmen sich Themen aus den Bereichen Kulturgeschichte, Geschichte und Kunst, neue Entwicklungen sowie Naturkunde und verwandten Feldern. Über diese wissenschaftlichen Aufsätze hinaus gibt es wieder einen Teil mit plattdeutschen und saterfrieschen Erzählungen und Gedichten. Darüber hinaus enthält der Band Berichte aus dem Oldenburger Münsterland sowie einen Rezensionsteil mit Besprechungen aktueller regionaler Literatur.

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland, 61. Jahrgang, 2012, herausgegeben vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland, 471 S., Abb., ISBN 978-3-941073-10-4, Preis: 10,- EUR.

Wempe – Anfänge einer Weltfirma

In Elsfleth und Oldenburg

Von Christoph Prignitz

Carl Spitzweg hat in seinen populären Bildern eine auf den ersten Blick stille, kleine, behagliche, auch skurrile Welt dargestellt, scheinbar typisch für die Epoche, die man Biedermeier nennt. Doch die Idylle war gebrochen, vielfach bei Spitzweg und allemal in der Realität. Eine neue Epoche löste in Deutschland seit etwa 1840 die traditionellen Lebensstrukturen nach und nach auf.

Die verspäteten Passagiere; Grafik um 1850.

Zu sehen ist hier eine Szene aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Eisenbahner ruft den verhinderten Fahrgästen zu, der „Train“ sei schon vor fünf Minuten abgefahren. Und in der Tat sieht man den Zug zum Bildrand hin unaufhaltsam entschwinden. Der beleibte Familienvater hat seine Taschenuhr gezückt und sagt resigniert: „Meine Uhr und ich verspäten uns doch immer!“. Er macht die traurige Erfahrung also nicht zum ersten Mal. In lustiger Form klingt hier ein entscheidender historischer Wandel an. Die Moderne hatte begonnen und mit ihr ein neues Verständnis von Zeit. Es kam nun auf Pünktlichkeit an, viel mehr als in der Epoche der Postkutsche. Und der Bürger, wollte er nicht in mancherlei Schwierigkeiten geraten, benötigte eine exakte funktionierende Uhr.

Auch Arbeitnehmer standen unter zunehmendem Zeitdruck. Ein frühes Beispiel soll die Zeitdisziplin, die nun auf der Tagesordnung stand, illustrieren. 1839 wurde der durchgängige Eisenbahnverkehr zwischen Leipzig und Dresden aufgenommen. Im Reglement für die Bahnhofwerkstätten der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie heißt es: *„Ohne Unterschied der Jahreszeit muß Jeder früh Schlag 6 Uhr, als dem Anfange der Arbeitszeit, in seiner Werkstätte sein, und beim Verlesen der Namen sich anwesend melden. Die Arbeitszeit dauert bis Abends 7 Uhr. Die Zeit von 8 bis 8 ½ Uhr ist für das Frühstück, von 12 bis 1 Uhr für das Mittagsbrod und von 4 bis 4 ¼ Uhr für das Vesperbrod frei gegeben. Außer dieser Freizeit muß mit anhaltendem Fleiße gearbeitet werden. Wer mit dem Glockenschlage nicht bei seiner Arbeit ist, wird mit einem Lohnabzuge von zwei Groschen gestraft, welcher von Stunde zu Stunde um die gleiche Summe steigt. Wer sich wiederholte Unordnungen zu Schulden kommen läßt, wird ohne Weiteres entlassen.“* (Reglements und Instructions der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, hrsg. v. Rolf Bayer, Leipzig 1989, 32). Der amerikanische Popularphilosoph, Erfinder und Politiker Benjamin Franklin hatte im 18. Jahrhundert der Welt die Devise gegeben: „Zeit ist Geld“. Das wurde im 19. Jahrhundert, in der Epoche der Industrialisierung, zur weithin anerkannten Norm des Lebens und Wirtschaftens.

Die Industrialisierung erreichte Deutschland ab etwa 1840. Damit änderte sich das Zeitgefühl der Menschen wie niemals vorher. Nicht mehr die naturgegebene Abfolge von Hell und Dunkel, nicht mehr die Jahreszeiten bestimmten ausschließlich das zeitliche Erleben. Stattdessen galt das vom Menschen gesetzte Maß, das von der tragbaren, mechanischen Uhr gesetzte Maß. Damit tat sich ein gewaltiger Markt für Uhrmacher, Unternehmer und Händler auf.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erreichte die Fertigung von Präzisionsuhren denn auch einen historischen Höhepunkt. Tonangebend waren die Schweiz und England, das freilich immer mehr ins Hintertreffen geriet, weil englische Uhren zu teuer waren. Auch Deutschland wollte und musste mithalten. 1852 nahm die Firma Eppner ihre Tätigkeit auf, sie wurde zur führenden preußischen Manufaktur. Schon einige Jahre vorher begann Adolph Lange seine Uhrenproduktion in Glashütte, unweit Dresden, wo sich dann auch andere Manufakturen ansiedeln sollten. Diese Firmen konzentrierten sich auf hochwertige Uhren. Preiswerte Zeitmesser wurden von Georg Friedrich Roskopf entwickelt. In Deutschland gab es die Marke Felsenburg, hinter der die Uhrenhandlung Dürrstein Comp. in Dresden stand. Die Firma Junghans, 1861 in Schramberg im Schwarzwald gegründet, genießt bis heute einen bedeutenden Ruf.

Der Anfang in Elsfleth. *Abbildungen: Wempe Museum Hamburg*

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts waren also in Deutschland Chancen für tüchtige Uhrmacher vorhanden. Man musste die Möglichkeiten erkennen und beherzt ergreifen. Und damit sind wir endlich bei Gerhard Diedrich Wempe. Er wurde 1857 in Elsfleth am linken Ufer der Unterweser geboren. Die Jugendjahre verlebte er im väterlichen Haus Grüne Straße 7. Vater Wempe besaß eine Gemischtwarenhandlung. Die Jugend des künftigen Begründers einer Weltfirma war hart und arbeitsreich. Dazu kam eine körperliche Behinderung, Gerhard D. Wempe war kleinwüchsig und verwachsen. Seinen Willen brach das nicht, im Gegenteil, er wurde ein äußerst energischer Mensch. Auch sein Spitzname in Elsfleth sagt viel über ihn aus: „Gülden-Gerd“, wegen seines – in jungen Jahren – sonnigen, eben „güldenen“ Gemüts.

Und Wempe wollte etwas erreichen. Mit 15 Jahren begann er eine Lehre in Oldenburg beim Hofuhrmacher Wiebking. Lehrzeit fünf Jahre, 300 Mark Lehrgeld. In Handwerk und Verkauf zeichnete sich der junge Mann bald aus, genoss das Vertrauen seines Chefs. Dann arbeitete Wempe ein Jahr lang bei einem Uhrmacher in Osnabrück, kehrte danach zu Wiebking zurück.

Doch Wempe war klar, dass er bald selbstständig werden wollte. Am 5. Mai 1878 gründete er ein eigenes Unternehmen: Er eröffnete sein erstes Geschäft in Elsfleth in der Steinstraße 17, im Haus seiner Tante Caroline, die ihm eine Stube im Erdgeschoss überließ. Das Gründungskapital betrug gerade einmal 80 Mark. In den „Nachrichten für Stadt und Amt Elsfleth“ erschien der folgende Text: *„Zeige einem geehrten Publikum von Elsfleth und Umgegend ergebenst an, daß ich mich hierselbst als Uhrmacher etablirt habe. Prompte und billige Bedienung versprechend, bitte um geneigten Zuspruch. G. Wempe“.*

Das Angebot an Taschenuhren und Uhrketten war naturgemäß zunächst schmal, wurde von Wempe aber geschickt präsentiert. Die Tante stellte bald ein weiteres Fenster zur Verfügung, in dem Wecker und Standuhren angeboten wurden. Danach konnte Wempe sich im Haus seines Vaters vergrößern. Dieses Geschäft war damals eine Sensation – sogar aus Oldenburg, immerhin der Residenzstadt, kamen Kunden. Ein außergewöhnlicher Erfolg begann sich abzuzeichnen.

Auch zu ungewöhnlichen Mitteln griff Wempe. Er veröffentlichte eigene Gedichte – rührend naiv, aber offensichtlich publikumswirksam. Eine Probe:

„Wünscht Ihr gar herrliches Geschmeid
Von Gold und Edelstein,
So kommt nur all', Ihr lieben Leut!
Ihr sollt zufrieden sein.
In Uhren, Ketten, Medaillons
Giebts Auswahl nach Begehr,
Auch Ringe, Ketten für den Hals
Und Gabeln, Löffel schwer.
Kommt lieben Leute allzusammen
Aus Stadt und Land!
Es wird die Freude Euch entflammen,
Kauft Ihr bei Gerhd. Diedrich Wempe.“

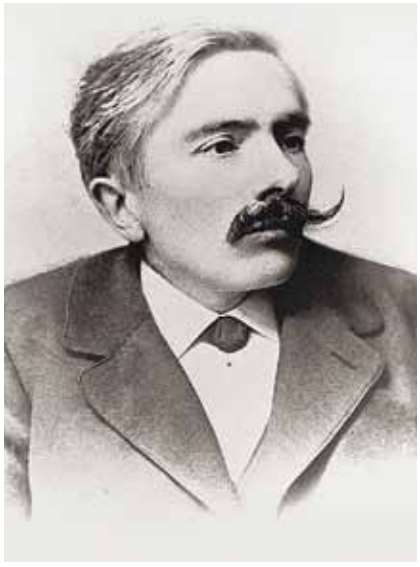
Die Expansion begann. Wempe stellte den ersten Lehrling ein und eröffnete in Berne eine Filiale. 1889 heiratete er seine Frau Friederike, die er in Berne kennengelernt hatte. Im Jahr darauf kam der erste Sohn Herbert zur Welt, der das Haus

Wempe zu ungeahnter Größe führen sollte. Mit Postkutsche, Eisenbahn und Hochrad, damals ein seltenes, auffälliges Statussymbol, war Gerhard D. Wempe unterwegs, um seine Geschäfte zu befördern.

Als im Elsflether Laden ein Rückgang zu verzeichnen war, richtete Wempe seine Augen auf Oldenburg, ihm ja seit seiner Zeit bei Wiebking vertraut. In der Residenzstadt gab es ganz andere Möglichkeiten. Im Oktober 1894 mietete er ein Geschäft mit kleiner Wohnung, Lange Straße 27. Auf diesen Laden konzentrierte Wempe seine ganze Energie. Er stattete ihn schön aus, bot einen guten Reparaturservice. Auch machte er jede Woche besonders günstige Angebote, also ein ganz modernes Vorgehen, das uns heute noch aus den täglichen Werbebeilagen in der Zeitung vertraut ist. Wempe war denn auch erfolgreich und konnte sich ein eigenes Haus kaufen, Lange Straße 35. Sein Geschäft fiel auf. Der stolze Unternehmer: „Mein Prinzip war wieder Glas und nichts als Glas. Ich muss offen gestehen, ich habe wochenlang vor Sorge nicht geschlafen, das Haus könnte zusammengefallen sein. Schlusseffekt: Ich hatte alles in den Schatten gestellt; so etwas gab es damals selbst in Berlin noch nicht.“ Helle Gaslampen erleuchteten das Angebot. Ergänzt wurde es durch eine Filiale, in der preisgünstige Bijouteriewaren angeboten wurden.

Meine seit 6 Jahren
in den Handel gebrachte
Präzisions-Uhr
(eigene Marke)
macht selbst den anspruchvollsten Kunden Freude
durch ihren genauen Gang. Halte dieselben auch
jetzt bestens empfohlen.
Glashütter Uhren
permanent am Lager.
G. D. Wempe.

Wempe-Werbung vom 20. Dezember 1900.



Gerhard Diedrich Wempe.

Existenzsorgen waren der jungen Familie nicht fremd. Die geschäftliche Expansion kostete viel Geld, Schulden wurden gemacht, und eine wachsende Kinderschar musste ernährt werden. Das Leben war von heute unvorstellbarer Bescheidenheit. Dazu kam nur zu bald familiäre Unruhe. 1903 starb Wempes Frau, und schon 1905 heiratete er wieder. Die zweite Ehe sollte katastrophal werden. Die Frau galt als „unstandesgemäß“ und „leichtfertig“ – der letzte Vorwurf war allzu begründet. Die „gute Gesellschaft“ der Residenzstadt schnitt Wempe, die Kunden mieden das einst so erfolgreiche Unternehmen. Verhängnisvoll, ja geschäftlich tödlich, kannte in der kleinen Stadt doch jeder jeden.

Gerhard D. Wempe verließ Oldenburg. Der Sohn Herbert, der 1905, mit 15 Jahren, in die Firma eingetreten war, übernahm als Geschäftsführer den Laden in Oldenburg. Der Senior aber eröffnete am 7. Juli 1907 ein neues Geschäft in Altona, Schulterblatt 141. Und wieder erregte er Aufsehen. Über dem Eingang befand sich eine Uhr mit drei Zifferblättern und einem Viertelstunden-Schlagwerk. Nun trat auch immer mehr Herbert Wempe in den Vordergrund und führte neue Methoden ein, etwa die Werbung auf Litfaßsäulen. Sieben Jahre später gab es schon fünf Niederlassungen in Hamburg und Altona: zwei in der Hamburger Altstadt, jeweils eine Niederlassung in Barmbek, Eimsbüttel und Altona. Im Jahr 1910 erzielte die Firma Wempe mit den Geschäften in Oldenburg und Altona einen Umsatz von 100 000 Mark, bemerkenswert für die Branche. 1911 nahm der Vater den ältesten Sohn Herbert als Teilhaber auf, mit einer Gewinnbeteiligung von einem Drittel.

Das Kapitel Oldenburg wurde von Wempe vor dem Ersten Weltkrieg abgeschlossen. In einer Anzeige gab man bekannt: *„Jedem Oldenburger dürfte es ohne Weiteres klar sein, dass ich nun gezwungen werde, mein Geschäft am hiesigen Platze aufzugeben, da meine 5 Hamburger Unternehmungen meine ganze Arbeitskraft erfordern und mich hindern, die Interessen meines Oldenburger Geschäfts in vollem Maße wahrzunehmen.“* Es kam zum Ausverkauf, den Kunden wurde etwas marktschreierisch versichert, einen „ganz besonderen Gelegenheitskauf“ machen zu können. In den „Nachrichten für Stadt und Land Oldenburg“ wurden am 13. und 15. Dezember 1913 Anzeigen geschaltet, in denen eingeschärft wurde: *„12 Tage noch!“*, dann *„10 Tage noch“*. Fett gedruckt sprangen für jeden Schnäppchenjäger geradezu magische Worte ins Auge: *„verschleudert“*, *„der Vorteil liegt so nahe, dass man kaufen muss“*, *„bis auf das das letzte Stück geräumt“*. Am Ende gar: *„ … verkaufe ich von heute ab zu Preisen, die jeden, ob er momentan Bedarf hat oder nicht, unbedingt*

zum Kaufen zwingen". *„Alle meine bisherigen Angebote stoße ich hiermit überkopf*". Das Werbegenie Wempe stachelte die Gier der Kunden an. Wer konnte da noch widerstehen! Man musste ja kaufen!

Auto mit Wempe-Werbung

Wempe-Chronometer.

Damit hatte Gerhard D. Wempe die Region seiner Anfänge verlassen. Es war ein konsequenter Weg hin zu immer Größerem: Elsfleth, Oldenburg, Altona/Hamburg. Dieser Weg stellte sich als richtig heraus. Das unternehmerische Wirken Gerhard D. Wempes war bis zu seinem Tod im Jahr 1921 äußerst erfolgreich. Die familiäre Kontinuität wurde fortgesetzt: Am 4. Mai 1921 übernahm Herbert Wempe die Geschäftsleitung. Und die Expansion ging weiter. Ende 1922 wurde in Hamburg ein Geschäft an der Reeperbahn eröffnet, dann an den Adressen Alsterarkaden und Wandsbecker Chaussee. Im Jahr 1923 wurde das nach dem Gründer „Gülden Gerd" genannte Kaufmannshaus in der Hamburger Steinstraße erworben, heute der Firmensitz, ein wundervoller Bau in bester Hamburger Lage. 1927 begann dann die Zusammenarbeit mit den großen Manufakturen: Patek Philippe, Vacheron Constantin, Longines und Lange & Söhne. Die technisch feinsten Uhren sind seit jeher Marinechronometer, die für die Positionsbestimmung von Schiffen unabdingbar waren. Hier stieg Wempe 1938 mit dem Kauf der Chronometerwerke Hamburg ein; das 1905 gegründete Unternehmen war für uhrmacherische Spitzenleistungen bekannt und wurde von Wempe erfolgreich weitergeführt.

Der Zweite Weltkrieg brachte schwere Verluste. Schon 1947 aber wurden in Hamburg die Geschäfte Alsterarkaden und Reeperbahn wieder eröffnet. 1955 wurde die Wempe-Uhrenmarke „Zeitmeister" kreiert. Mit Helmut Wempe, der 1950 ins Geschäft eintrat und 1963 nach dem Tod von Herbert Wempe die Geschäftsführung übernahm, begann der unaufhaltsame Aufstieg zur Weltfirma. Den Erfolg der Firma zeigt eine – unvollständige – Aufzählung der Filialen und ihrer Standorte, chronologisch nach der Eröffnung: Berlin, Hannover, Frankfurt, Köln, Stuttgart, München, Düsseldorf, New York an der Fifth Avenue, Nürnberg, Wien im Palais Esterházy, Leipzig, Dresden, London in der New Bond Street, Boutique auf der MS Europa, Kampen auf Sylt, Madrid. Zum 125-jährigen Firmenjubiläum im Jahr 2003 übernahm Kim-Eva Wempe das operative Geschäft von ihrem Vater, es blieb also alles in Familienhand.

Wempe knüpfte an die große Glashütter Uhrentradition an, als im Jahr 2005 die Sternwarte Glashütte gekauft wurde. Ein Jahr später wurden eigene Uhrenlinien eingeführt: Wempe Chronometerwerke Glashütte und – in Erinnerung an die alte Hausmarke – Wempe Zeitmeister Glashütte. Nun gibt es wieder Chronometer, die in Deutschland geprüft werden, nämlich in der 100 Jahre alten Sternwarte in Glashütte. Nahezu alle

Das 1923 erworbene Haus „Gülden Gerd" in Hamburg, Steinstraße, ist heute der Firmensitz.

Wünsche der Uhrenliebhaber werden hier erfüllt: von der einfachen Dreizeiger-Uhr über Chronografen bis hin zu Uhren mit Vollkalender oder Weltzeitindikation und Fliegeruhren. Taschenuhren, Wecker und Wanduhren runden das Angebot ab.

Friedrich von Hardenberg, der sich als Dichter Novalis nannte, schrieb in seiner Fragmentensammlung „Blütenstaub": *„Nach innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns, oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft."* Das ist die Entdeckung einer Welt in uns mit ganz eigenem, eigenständigem Maßstab. Diese Entwicklungsreise ins Innere verbindet sich für den Romantiker Novalis durchaus mit Realem. Ja, sie ist die eigentliche Voraussetzung für eine weitergehende Aufgabe. *„Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen."* Das wurde 1798 geschrieben. Im 19. Jahrhundert galt für die Vorwärtsstrebenden vorwiegend ein Ideal – weniger die Erkundung der inneren Welt, stattdessen die tatkräftige „Bildung der Erde". Gerhard Diedrich Wempe stellt in geradezu exemplarischer Weise den Typus des tüchtigen Bürgers dar, der sich als Unternehmer verwirklicht.

Der Aufstieg Wempes zu einer Firma, die in der Weltliga mitspielt, begann in Elsfleth und Oldenburg. Aus bescheidenen Anfängen entwickelte sich Großes. Heute kann der Uhrenliebhaber in vielen Teilen der Welt Filialen von Wempe aufsuchen. Nicht vergessen seien auch die wertvollen Schmuckstücke. So werden Uhrenbegeisterte, die sich bei Wempe die feinsten Uhren unserer Zeit vorlegen lassen, gerne in weiblicher Begleitung kommen – den Pretiosen wird manche Dame kaum widerstehen können.

Der 21-jährige Herbert Wempe im Jahr 1911.

Literaturhinweise:
Rolf Italiaander, Bei Wempe gehn die Uhren anders. Chronik eines mittelständischen Familienunternehmens, Hamburg 1978. (Die bisher umfangreichste Darstellung der Firmengeschichte, aus der auch die Wempe-Zitate in diesem Artikel entnommen wurden).
Umfangreiches Material wurde von Carsten Petersen vom Haus Wempe zur Verfügung gestellt. So stammen bis auf die Illustration am Anfang alle Bildvorlagen von Wempe. Ohne diese Hilfsbereitschaft wäre der vorliegende Artikel nicht möglich gewesen.

Landesmuseum
für Kunst und
Kulturgeschichte
Oldenburg

Vision der Moderne

Früher Text von Walter Müller-Wulckow

Von Jürgen Weichardt

Fast zeitgleich mit dem Katalog zur Ausstellung „Der zweite Aufbruch in die Moderne“ im Landesmuseum Oldenburg erschien Volker Wahls Aufsatz „Bauhaus – frühe Kritik“[1]. Einer der vier angeführten Texte wurde am 25. April 1919 vom Frankfurter Kunsthistoriker Dr. Walter Müller-Wulckow in der Frankfurter Zeitung und Handelsblatt (Nr. 311/1919) veröffentlicht, 14 Tage nach der Gründung des Bauhauses in Weimar, wenig mehr als ein Jahr vor dem Amtsantritt in Oldenburg. Die Ansichten, die Walter Müller-Wulckow vertrat, mögen zu seiner Berufung beigetragen haben. Im Ausstellungskatalog[2] geht Rainer Stamm ausführlich auf das Berufungsverfahren ein, der Aufsatz vom 25. April 1919 wird jedoch nicht genannt.

Das Faszinierende an der Stellungnahme Müller-Wulckows zur Situation in Weimar ist ihre Weitsicht, ihre Grundsätzlichkeit und ihre Übertragbarkeit. Sie erhellt, weshalb ein Jahr später ein junger Frankfurter Kunsthistoriker in die kleine Landeshauptstadt Oldenburg ziehen wird, um die Chance wahrzunehmen, ein neues Museum für alte und zeitgenössische Kunst aufzubauen. Manches, was zu den Problemen in Weimar geschrieben war, konnte er wenige Monate später bei der Analyse der Lage in Oldenburg wiederfinden.

Walter Müller-Wulckow beginnt seinen Aufsatz mit einem Wort, das der allgemeinen Nachkriegssituation entspricht – auf die patriotische Vereinheitlichung im Krieg („Ich kenne nur noch Deutsche“) folgte eine Zersplitterung, die auch die Kunstszene betraf. Im Konzept des Bauhauses sah er einen „Zusammenschluß der Schaffenden“, der den „Aufstieg der Kunst“ ermögliche. Für ihn – wie für Walter Gropius – gab es nur „eine Kunst“, in der alle Gattungen vereint sind. Ihre Basis sei das Handwerk, es „gibt das Werkzeug in die Hand“, nicht, um Kunst zu machen, sondern vorweg die „Begnadung“ zu erfahren, die erst zur Kunst fähig macht. „Kunst selbst aber ist nicht lehrbar, ist nicht mit der Absichtlichkeit und der Absonderung unserer Kunstschulen zu erzielen.“ Dieser Seitenhieb auf den Lehrbetrieb klassischer Akademien diente dazu, ihren Abstand zum neuen Bauhaus nicht nur im Faktischen, auch in den Köpfen der Professoren herauszustellen.

Der Autor skizziert dann, was in Weimar geschehen war: Die ehemalige Hochschule für bildende Kunst wurde mit der Kunstgewerbeschule[3] und einer Architekturklasse zum neuen staatlichen Bauhaus vereinigt. Dieses vom Land Thüringen 1919 mitgetragene Unternehmen sollte gegenüber den bestehenden Kunstschulen eine andere Ausrichtung erhalten. Walter Müller-Wulckow fasste sie in der Fügung zusammen: „Wiedervereinigung aller werkkünstlerischen Disziplinen“. Das Motto, das Gropius formuliert hatte – Ziel aller Kunst sei der Bau –, sah Walter Müller-Wulckow in einer „neuen Baukunst, deren unablösliche Bestandteile Plastik und Malerei, Kunstgewerbe und Handwerk“ werden. Für ihn war Kunst „überhaupt kein Beruf, sie entsteht nur als Meisterschaft auf der allein durch Begnadung erreichbaren Stufe handwerklicher Übung“.

Er nannte die Verhältnisse an den Weimarer Kunstschulen „arg verfahren“; Ursachen seien der „Tiefstand der Kunstakademie“ und „der Mißerfolg der dortigen Kulturpropaganda van de Veldes“. Es stimmte ihn pessimistisch, dass seit dem Auftreten Walter Gropius’ in Weimar „in der Mehrzahl unerfreulich reaktionäre Elemente an der Akademie den Aufstieg der von van de Velde getragenen Gesinnung bekämpft und mit bedenklichen Mitteln hintertrieben“ haben.

Henry van de Velde widmete Müller-Wulckow dann einen wohlwollenden Absatz. Er differenzierte van de Veldes Bemühen um einen neuen Stil deutlich gegen die Theorien von Morris[4] und Ruskin[5], „die in der Rückkehr zu einer entschwundenen Schönheit das Heil suchten gegen Verhäßlichung und Geschmacksniedergang, ohne die doch unerläßliche Rücksicht auf zeitliche Bedingtheit, auf soziale und wirtschaftliche Begebenheiten“ zu nehmen. Henry van de Veldes Ausgangspunkt seien nicht Romantik (Ruskin) oder historisches Handwerk (Morris), sondern ist „in der nüchternen, technisch und hygienisch orientierten Naturwissenschaft zu suchen, die nicht mehr nur an Stimmung oder Gewissen, sondern an die menschliche Vernunft appelliert“. Walter Müller-Wulckow sah Gropius als van de Veldes „Nachfolger, (der) den goldenen Ball, den jener ihm zugeworfen, und der kleinlichen Geistern zum Zankapfel geworden war, wieder auf(nimmt)“.

Müller-Wulckow fragt sich zudem, „ob der alte Kulturboden Weimars tragfähig ist für Zukunftsträchtiges, nachdem er so lange unbebaut geblieben“ war.

Die problematische Situation Weimars hatte in der Frankfurter Szene einige Parallelen, wie Müller-Wulckow in den positiven Wendungen, dass man in Frankfurt aus den Absichten von Gropius durchaus Lehren ziehen könnte, andeutet. Rhetorisch fragte er: „Oder sollte Frankfurt so bedächtig sein, zu warten, bis Weimar sich als erfolgreich erwiesen?“ Bekanntlich waren dem Bauhaus in Weimar nur fünf Jahre beschieden, ehe es nach Dessau umziehen musste. Dass das Bauhaus-Konzept trotzdem aufging, war den Künstlern, nicht der Stadt zu verdanken.

Ausstellungsraum für Einzelgegenstände aus der Ausstellung „Die billige Wohnung“ 1931, Fotografie. *Foto aus „Der zweite Aufbruch in die Moderne“, Ausstellungskatalog LMO*

Für Walter Müller-Wulckow gab es wenige Monate später, als er sich um die Leitung des neuen Museums in Oldenburg bewarb, manche Parallelen zur Gründungszeit des Bauhauses. War nicht der ganze Museumsbesitz zuvor in großherzoglichem Besitz gewesen, war nicht die Bevölkerung immer noch zum ehemaligen Fürsten positiv eingestellt? Konnte daraus der Schluss gezogen werden, sie sei im Grunde reaktionär? Eine in musealen und künstlerischen Fragen recht unerfahrene Stadtverwaltung wurde mit dem zukunftsweisenden Projekt der Gründung eines Museums mit starkem Anteil zeitgenössischer Kunst konfrontiert. Die Kenntnis von der Moderne war in Oldenburg noch recht gering. Wohl waren 1908 die Brücke-Maler im Kunstverein ausgestellt worden. Der Inhalt der anderen Ausstellungen des Kunstvereins im Augusteum bis 1914 blieb traditionell. Die „modernsten“ Positionen nahmen die Worpsweder ein, Paula Modersohn-Becker und Jan Oeltjen[6]. Die herausragende Veranstaltung im Kriegsjahr 1914 war eine Wanderausstellung mit Bildnissen und Selbstportraits deutscher Künstler. Lediglich in der Druckgrafik waren gelegentlich einige modernere Beispiele wie Arbeiten der Expressionisten und Max Beckmann zu sehen gewesen.

Dennoch wurde der fortschrittliche Kunsthistoriker aus Frankfurt, auch wenn das Votum für ihn nicht einstimmig ausfiel[7], mit positiven Erwartungen empfangen. Walter Müller-Wulckow blieb in Oldenburg zunächst seinen Prinzipien gegenüber der Kunst und der Modernen treu; doch nicht Weimar, sondern Frankfurt wurde zum Vorbild. Hier hatte er einen Verein für junge Kunst gegründet und geleitet, in Oldenbug sollte schon ein Jahr nach Dienstantritt die Vereinigung für junge Kunst gegründet werden, die ihm zum Hebel für die Präsentation der Moderne in einer latent reaktionären, aber friedlichen Stadt wurde.

Anmerkungen

1) Volker Wahl: „Bauhaus – frühe Kritik“, Band 21 der „Schriften zur Kunstkritik“, herausgegeben von Walter Vitt, Verlag Steinmeier, Deiningen, S. 34-37

2) Katalog „Der zweite Aufbruch in die Moderne“, hrsg. von Rainer Stamm, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Kerber Art, 2011, S. 11-15

3) Die Kunstgewerbeschule wurde 1902 von Henry van de Velde gegründet und 1915 wieder geschlossen. Der Belgier van de Velde hatte 1916 Weimar und Deutschland verlassen.

4) Morris, William, 1834 – 1896, einer der Gründer der Arts-and-Crafts-Bewegung in England

5) Ruskin, John, 1819 – 1900, führender Kunstkritiker in England, schrieb über die Grundlagen der Architektur.

6) Oliver Gradel, Kunstausstellungen im Oldenburger Kunstverein 1843 – 1914.

7) Katalog „Aufbruch ...“, S. 10f.

Die Ausstellung „Der zweite Aufbruch in die Moderne – Expressionismus, Bauhaus, Neue Sachlichkeit“ ist bis 29. Januar 2012 im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg zu sehen; Ausstellungsorte sind das Schloss und das Prinzenpalais.

Öffnungszeiten:
Dienstag bis Sonntag
10 bis 18 Uhr.
Nähere Informationen zur Ausstellung und über Gruppenführungen, öffentliche und Kuratorenführungen unter www.aufbruch-moderne.de

Dom von Langförden. Foto: Peter Kreier

Der Ortspfarrer trotzt dem Baurat

Dr. Gisbert Meistermann und die Geschichte des „Doms von Langförden“

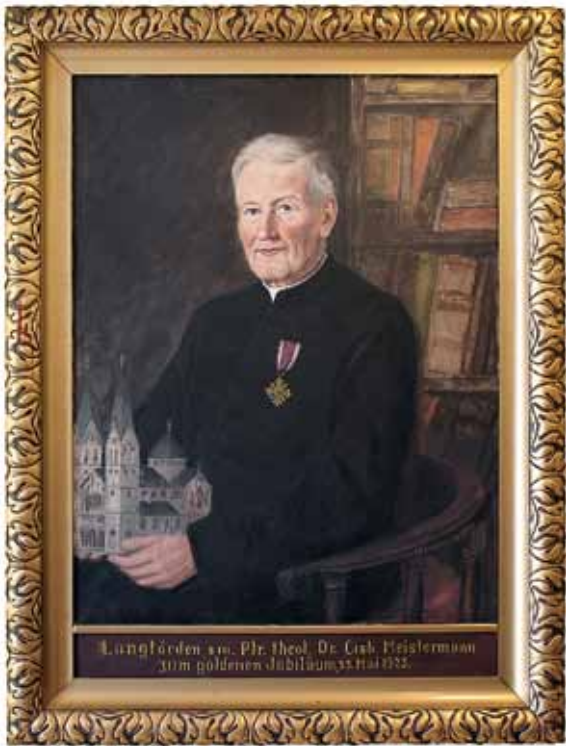
Von Willi Baumann

Die katholische St.-Laurentius-Kirche in Langförden hat sich in den vergangenen Jahren einen Ruf als Ort für herausragende kulturelle Veranstaltungen erworben. Die von zwei Türmen und einem dreigliedrigen Portal geprägte Westfassade der Kirche bildete 2003 die eindrucksvolle Kulisse für Hofmannsthals Mysterienspiel „Jedermann“ und in diesem Jahr für Teil I von Goethes Tragödie „Faust“. In beiden Aufführungen faszinierten Laienschauspieler aus der Region unter der Leitung von Dr. Sigrid Heising die Zuschauer mit ihrer professionellen Darbietung. Darüber hinaus wird der Kircheninnenraum als Spielstätte im Rahmen des Bremer Musikfestes genutzt, das sich bekanntlich der klassischen Musik widmet. Seit 2007 kommen so jährlich international anerkannte Orchester, Solisten und Chöre nach Langförden.

Ein auswärtiger Besucher wird mit einer derart imposanten Kirchenanlage nicht rechnen, wie sie sich ihm in der Ortsmitte Langfördens zeigt. Die neuromanische Basilika aus Sandsteinquader kann im nächsten Jahr ihr 100-jähriges Weihejubiläum feiern. Denn die Kirche wurde am 3. Juli 1912 vom damaligen Bischof von Münster und späteren Kardinal von Köln, Dr. Felix von Hartmann, konsekriert und ihrer Bestimmung als Gottesdienstraum für die Katholiken im Kirchdorf Langförden und den umliegenden Bauerschaften übergeben. Die Pläne für den Sakralbau hatte der Mainzer Dombaumeister Prof. Ludwig Becker (1855 – 1940) geliefert, dessen Bauten im norddeutschen Raum vielfach in Zusammenarbeit mit dem münsterischen Architekten Wilhelm Sunder-Plaßmann (1866 – 1950) entstanden. Von Becker stammen auch die Pläne für die neugotische Saalkirche in Rechterfeld (1900/01) und – zusam-

men mit Sunder-Plaßmann – für die neugotische Stufenhalle in Neuenkirchen bei Vörden (1902/05). Sunder-Plaßmann schuf außerdem die neugotische Hallenkirche in Bakum (1906/07) und weitere Neubeziehungsweise Erweiterungsbauten nach dem Ersten Weltkrieg in Benstrup, Markhausen, Bethen, Bösel und Carum.

Der Eindruck, den der im Volksmund als „Dom“ bezeichnete wuchtige Kirchenbau in Langförden hinterlässt, wird noch verstärkt durch den in unmittelbarer Nähe gelegenen Turm der Vorgängerkirche. Dieser aus Feldsteinen errichtete Kirchturm aus romanischer Zeit blieb zum Glück beim Abbruch der alten Kirche im Frühjahr 1910 erhalten. Das war damals gar nicht selbstverständlich, denn ein staatliches Denkmalschutzgesetz wurde in Oldenburg erst 1911 in Kraft gesetzt. Auch gingen die Meinungen darüber auseinander, ob die alte Kirche erhaltenswert sei oder nicht. Aus Oldenburg mischte sich der bekannte Architekt und Baurat Adolf Rauchheld (1868 – 1932) im Dezember 1908 öffentlich in die Diskussion ein, als er sich in einem längeren Artikel in der „Oldenburgischen Volkszeitung“ für den vollständigen Erhalt der Kirche aussprach und ihren drohenden Abbruch als „schweres Unrecht“ bezeichnete. Ein paar Tage später konterte der Langfördener Ortspfarrer Dr. theol. Gisbert Meistermann den als Angriff empfundenen Aufruf des Baurats und wies auf das „Durcheinander an Alter und Stil“ hin, das für das in gotischer Zeit erneuerte Kirchenschiff und für das Inventar bezeichnend sei. Meistermann selbst setzte sich vehement für den Erhalt des alten Turmes ein, dessen Ausführung er als äußerst stilgerecht für die romanische Zeit einstufte.



Das Gemälde von Heinrich Klingenberg zeigt Pfarrer Dr. Gisbert Meistermann mit einem Modell der Langfördener Pfarrkirche, 1925. Foto: Heinz Hartmann

Wer war nun dieser kunstsinnige, die Auseinandersetzung nicht scheuende Geistliche, dem die Langfördener zu einem nicht geringen Teil den Erhalt des romanischen Kirchturms zu verdanken haben, eines Bauwerks, das schließlich 1927 unter Denkmalschutz gestellt wurde und heute das Wahrzeichen des Ortes bildet? Über Meistermann ließe sich viel schreiben, er hat wegen seiner regen Bautätigkeit, seiner zupackenden Art und seines eigensinnigen Charakters manche Spuren in den kirchlichen und staatlichen Akten hinterlassen. Seinen Eigensinn bekam besonders das Bischöflich Münstersche Offizialat, seine vorgesetzte kirchliche Behörde in Vechta, zu spüren. 50 Jahre lang!

Hineingeboren in eine kinderreiche Familie im südoldenburgischen Kirchdorf Bakum, erblickte Gisbert Meistermann am 15. Mai 1849 das Licht der Welt. Sein Elternhaus steht heute noch, es ist die traditionsreiche Gastwirtschaft und Kornbrennerei Meistermann an der Kirchstraße. Nach dem Besuch der Volksschule und Privatunterricht bei einem Geistlichen im Ort setzte er seine Schulbildung auf dem Gymnasium Antonianum in Vechta fort und wechselte dann in die Bistumsstadt nach Münster. Dort lebte er fünf Jahre lang als Alumne im Bischöflichen Konvikt „Collegium Ludgerianum“ und legte 1870 seine Reifeprüfung am staatlichen Gymnasium Paulinum ab. Sein Wunsch war es nun, nach dem Vorbild seines zwei Jahre älteren Bruders Alwin, Priester zu werden. Zunächst begann er seine philosophischen und theologischen Studien in Innsbruck, wo er in einem von Jesuiten geleiteten Konvikt lebte. Mit Empfehlung des Vechtaer Offizials konnte er dann 1871 seine Aufnahme in das Collegium Germanicum et Hungaricum in Rom erreichen. In diesem berühmten Theologenkonvikt wurden unter jesuitischer Leitung wissenschaftlich und asketisch hervorragende Priester herangebildet, die ihr Studium an der Päpstlichen Universität Gregoriana absolvierten.

Gisbert Meistermanns Jahre in Rom, im Zentrum der christlichen Kunst- und Kulturgeschichte, waren sicher prägend. Und sie waren von Erfolg gekrönt: Am 22. Mai 1875 empfing er in der Laterankirche von Kardinalvikar Constantino Patrizi die Priesterweihe, am 24. Juli 1876 schloss er sein Studium mit dem Doktorgrad der Theologie an der Gregoriana ab. Nach der Rückkehr in seine südoldenburgische Heimat ergaben sich erste Probleme dadurch, dass keine geeignete geistliche Stelle für ihn frei war. So musste er sich einige Jahre als Privatgeistlicher betätigen, zunächst als Hilfsseelsorger in Vestrup, dann in Friesoythe, wo er von 1877 bis Anfang 1881 die Höhere Bürgerschule leitete, anschließend kurze Zeit in Dinklage und schließlich wieder in Friesoythe. Im September 1881 wurde ihm dann erstmals ein Benefizium verliehen, das mit Pfarrkooperatur verbundene Primissariat in Lastrup. Auf seinem nächsten Posten, der Vikariestelle in Molbergen, blieb er dann 20 Jahre. Er hatte neben seinen Messverpflichtungen den jeweiligen Pfarrer in der Seelsorge zu unterstützen, was immer wieder zu Streitereien führte. Denn Vikar Meistermann war nicht bereit, sich dem Pfarrer unterzuordnen. Er wollte lieber seine eigenen Interessen durchsetzen. Ein wichtiges Projekt war ihm damals die Gründung eines Schülerkonvikts am Gymnasialstandort in Vechta.

Nun konnte der ambitionierte Geistliche sein Organisationstalent und seine Durchsetzungskraft unter Beweis stellen.

Trotz mancher Schwierigkeiten gelang es ihm, in den nächsten Jahren das Geld für ein Gymnasialkonvikt aufzutreiben und von Molbergen aus das Antonius-Konvikt am Klingenhagen in Vechta einzurichten. Dieses Schülerheim für ältere Gymnasiasten wurde 1895 eröffnet und sollte insbesondere auch der Förderung des Priesternachwuchses dienen. Einige Jahre später, 1901, gelang es ihm sogar, mit dem Stanislaus-Konvikt ein zweites Schülerheim für jüngere Gymnasiasten in einem benachbarten Gebäude zu errichten. Während das Antonius-Konvikt 1899 auf eine Stiftung übertragen wurde und sich zur heutigen Exerzitien- und Tagungsstätte St. Antoniushaus entwickelt hat, ist das Stanislaus-Konvikt Meistermanns Privateigentum geblieben und wurde 1913 in ein Wohnheim für Absolventen des Lehrerseminars umgewandelt, bevor das Gebäude 1920 vom Staat für die Unterbringung des Finanzamtes angemietet und später gekauft wurde. Die Gründungsgeschichte beider Konvikte war überschattet von andauernden Querelen zwischen dem geistlichen Gründer Meistermann und der Kirchenbehörde in Vechta beziehungsweise den geistlichen Mitgliedern in den beiden Kuratorien, die das Offizialat für die Verwaltung der Häuser eingerichtet hatte. Immer ging es dabei um Kompetenzstreitigkeiten und finanzielle Unstimmigkeiten, die im Falle des Antonius-Konvikts sogar in einen Rechtsstreit mündeten, bei dem Meistermann als Kläger 1911 vor dem Landgericht in Oldenburg unterlag.

Mit seiner untergeordneten Stellung als Vikar in Molbergen war Gisbert Meistermann, der promovierte Germaniker, alles andere als zufrieden. Trotz seiner Nebenbeschäftigung als Förderer der Gymnasialkonvikte in Vechta fühlte er sich nicht ausgelastet und strebte die Leitung einer Pfarrei an. Als 1905 die Pfarrstelle in Langförden durch den Tod des Amtsinhabers verwaist war, ergab sich eine Gelegenheit dazu. Meistermann bewarb sich mit Erfolg auf die Stelle und wurde schließlich am 8. November 1905 in sein neues Amt eingeführt. In Langförden begann nun die zweite lange Periode seiner seelsorglichen Tätigkeit. Sie stellte für den umtriebigen Geistlichen eine neue Herausforderung dar und bot ihm ein willkommenes Betätigungsfeld, nicht allein in pastoraler Hinsicht, sondern auch im Hinblick auf anstehende Bauprojekte.

Es dauerte nur wenige Wochen, bis der neue Pfarrer sich persönlich um den Bau einer neuen Pfarrkirche kümmerte. Die Notwendigkeit dazu war unbestritten, da die Zahl der Gläubigen im ausgehenden 19. Jahrhundert allmählich angestiegen und die Kirche zu klein geworden war. Bereits 1860 war erstmals bei einer Kirchenvisitation der Gedanke an einen Neubau vorgetragen worden. Unter Meistermanns Amtsvorgänger Pfarrer Nicolaus Meyer war dann später ein Kirchenbaufonds eingerichtet worden. Dass sich die Realisierung des Projekts aber noch über sechs Jahre hinziehen sollte, hatte verschiedene Gründe. Ein Grund war, dass der von Pfarrer Meistermann anfangs favorisierte Architekt Anton Meister aus Münster von der kirchlichen Obrigkeit frühzeitig abgelehnt wurde. Er war Neuling auf dem Gebiet des Kirchenbaues und konnte die behördlicherseits geforderte staatliche Prüfung als Architekt nicht vorweisen. Gleichwohl hielt Pfarrer Meistermann lange an ihm fest, da er seiner Ansicht nach den „besten Plan“ für einen Kirchenneubau im romanischen Stil geliefert hatte. An der Ablehnung des Architekten Meister konnte schließlich auch das positive Votum namhafter Fachleute nichts ändern, unter ihnen war der berühmte Berliner Kirchenbaumeister und Kunsthistoriker Regierungsbaurat a. D. Max Hasak.

Nachdem Pfarrer Meistermanns Alleingang im Februar 1907 durch den Vechtaer Offizial beendet und in Langförden eine Baukommission gebildet worden war, begann die zweite Phase der Planung. Auch hier kam es zu Verzögerungen und Streitigkeiten, an deren Entstehung Pfarrer Meistermann nicht ganz unbeteiligt war. So hatte er, um nur ein Beispiel zu nennen, einen freiwilligen Beitrag von 15.000 Mark für den Kirchenbau in Aussicht gestellt, seine Spende allerdings von dem Bau eines neuen Pfarrhauses abhängig gemacht. Das Offizialat war entschieden gegen diese Verquickung von Kirchen- und Pfarrhausbau und wollte den Langfördener Pfarrer sogar aus der Baukommission ausschließen. Das konnte letztlich verhindert werden, nachdem sichergestellt war, dass das von Meistermann zugesagte Geld ausschließlich für den Kirchenneubau verwendet würde. Sowohl Kirche als auch Pfarrhaus wurden dann 1912 fertiggestellt und in Benutzung genommen. Der Kirchenneubau kostete 200.000 Mark, davon entfielen 174.000 Mark auf den Rohbau und die restlichen 26.000 Mark auf Inventar und Kauf des Baugrundstücks. Die Finanzierung war kein Problem, da allein aus dem Kirchenbaufonds und dem sonstigen Kirchenvermögen 140.000 Mark zur Verfügung standen. Der Rest wurde durch eine Anleihe und die Spende von Pfarrer Meistermann abgedeckt. Für das Pfarrhaus waren 15.000 Mark veranschlagt, doch mussten später für das Nebengebäude weitere 3.500 Mark nachbewilligt werden.

Bei allen Schwierigkeiten, die der eigenwillige Langfördener Pfarrer bereitete, muss man ihm zugute halten, dass er maßgeblichen Anteil an der Planung und Durchsetzung der Bauprojekte hatte. Ihm ist es mit zu verdanken, dass in Langförden eine Kirche im neuromanischen Stil gebaut wurde. Es liege, wie der Vechtaer Offizial Ende November 1908 bei der Beantragung der staatlichen Genehmigung betonte, „im allgemeinen Interesse, daß hier einmal von der bei den neuen Kirchen des Münsterlandes in Anwendung gebrachten Gothik eine Ausnahme gemacht werde, die dem Orte Langförden zur großen Zierde gereichen wird“. So nimmt der Sakralbau in Langförden eine gewisse Sonderstellung im Kirchenbau des Historismus im Oldenburger Münsterland ein. Und mit dem Mainzer Dombaumeister Ludwig Becker zeichnete ein erfahrener Architekt für den Bau verantwortlich, der über 300 Kirchenbauten schuf und allgemein als einer der wichtigsten Vertreter des deutschen Späthistorismus gilt. Seine Beteiligung am Kirchenbau in Langförden ist bislang von der kunsthistorischen Forschung übersehen worden.

Romanischer Kirchturm in Langförden, 1967. Foto: Ludger Migowski

Postkarte mit einer Innenaufnahme der neuen Pfarrkirche in Langförden um 1920. Foto: Offizialatsarchiv Vechta

Über Meistermanns seelsorgliche Tätigkeit in Langförden wissen wir kaum etwas. Die Bauprojekte standen verständlicherweise in den ersten Jahren im Fokus des Interesses, gleichwohl war der Geistliche aber in erster Linie Seelsorger. Er galt als furchtloser Priester, der sich, wenn es sein musste, mit Händen und Füßen zu wehren wusste. So geschehen im Sommer 1908, als ein auswärtiger Händler Bücher an der Pfarrhaustür anbot, die nicht die kirchliche Approbation hatten. Vom Pfarrer aufgefordert, das Haus zu verlassen, geriet der Händler in Wut und schlug mit seinem Stock auf den Geistlichen ein, der sich wenig beeindruckt zeigte und den ungebetenen Gast in die Flucht schlagen konnte. Auch stand Meistermann im Ruf eines volkstümlichen Seelsorgers, der sehr viel Wert darauf legte, seine Pfarrkinder regelmäßig zu besuchen. Insbesondere die Kranken lagen ihm sehr am Herzen. In Langförden konnte Meistermann 1925 sein Goldenes Priesterjubiläum feiern, aus welchem Anlass ihm die Gemeinde ein Gemälde des Lohner Kunstmalers Heinrich Klingenberg schenkte. Auf eigenen Wunsch wurde Meistermann auf diesem Gemälde mit einem Modell der Langfördener Pfarrkirche dargestellt. Interessant an dem Gemälde ist, dass an der Brust des Jubilarpriesters das päpstliche Kreuz „Pro Ecclesia et Pontifice“ geheftet ist. Diese hohe Auszeichnung wurde dem Geistlichen jedoch erst am 19. Oktober 1927 vom Vechtaer Offizial persönlich übergeben. Meistermann hat den Orden also nachträglich auf das Klingenberg-Gemälde, von dem eine Ausfertigung im Pfarrhaus in Langförden hängt und eine zweite sich im St. Antoniushaus in Vechta befindet, aufmalen lassen.

Die letzten Lebensjahre Meistermanns waren davon gekennzeichnet, dass seine geistigen und körperlichen Kräfte abnahmen und er die kirchliche Verwaltung und die pastoralen Aufgaben nicht mehr zur Zufriedenheit der Gemeinde wahrnehmen konnte. Die Klagen über ihn wurden seit 1928 immer lauter, dennoch sträubte er sich bis zuletzt gegen den von der Kirchenbehörde angebotenen Verzicht auf die Pfarrstelle. Nicht ohne Stolz, aber in Verkennung der Realität blickte er 1929 in einem gleichlautenden Brief an den Bischof von Münster und an den Offizial in Vechta auf sein priesterliches Leben zurück. Er habe von Molbergen aus zwei Konvikte und in Langförden „die schönste Kirche Oldenburgs“ erbaut und fühle sich „stark genug noch mehr zu leisten und an nützlichem Wirken zu unternehmen, predige und singe, wie sonst, gehe Nachmittags noch 3 Stunden Weges“. Erst als der Offizial in Absprache mit dem Bischof Meistermann die Amtsenthebung androhte, verzichtete der Geistliche zum 1. April 1932 auf die Pfarrstelle. Er behielt aber sein Benefizium und konnte im Pfarrhaus wohnen bleiben, während für die seelsorglichen Aufgaben ein Kooperator bestimmt und die Verwaltung dem Vikar übertragen wurde. 16 Monate später, am 7. August 1933, starb Pfarrer Meistermann im Alter von 84 Jahren und wurde vier Tage später auf dem Friedhof in der Nähe der neuen Kirche beigesetzt.

Wenn es im Nachruf hieß, Pfarrer Meistermann sei „ein Mann mit eigenen Ideen, auch ein Mann von großer Tatkraft“ gewesen, so ist diese Einschätzung sicher zutreffend. Seine Kontrahenten, insbesondere der Offizial in Vechta, werden aber bisweilen am Starrsinn und an der Rechthaberei des Geistlichen verzweifelt sein. Sie taten gut daran, ihm aufgrund ihrer Erfahrungen mit einem gewissen Misstrauen zu begegnen.

Fedderwarden, St. Stephanus, Orgel von Alfred Führer (1978) unter Benutzung des Gehäuses und Pfeifenmaterials von Christian Vater (1711) und OB Schmid II (1867)

Blexen, St. Hippolyth, Orgel von Alfred Führer (1969) im historischen Gehäuse von Joachim Kayser (1685)

Orgellandschaft im nördlichen Oldenburg

Viele ahnen es, wenige wissen es: das nördliche Oldenburg beherbergt einen Schatz an bedeutenden historischen Orgeln

Von Christoph Schönbeck

„Aufnahme läuft!“ – vor diesen Worten aus dem kleinen Regielautsprecher neben der Orgel stand nicht nur viel Planung und Abstimmung, sondern auch ein gutes Stück körperlicher Arbeit. Die Orgel wurde gestimmt, Mikrofonstative aufgebaut, Aufnahmegeräte verkabelt. Stille kehrt ein in der Kirche, Kantor Markus Nitt konzentriert sich kurz und beginnt mit dem Spiel. Nachdem der letzte Ton im Kirchenschiff verklungen ist, herrscht Stille, länger als notwendig, denn selbst erfahrene Tonmeister sind manchmal sprachlos beeindruckt. Warum kennt kaum jemand diese Orgel in Fedderwarden? Die gleiche Frage kann man sich in Blexen, Eckwarden oder Jade stellen. Es gibt so viele wunderbare Orgeln im nördlichen Oldenburg, rund um den Jadebusen, in der Wesermarsch, bis nach Berne oder Ganderkesee.

Die weltweit einmalige Orgellandschaft im Norden Niedersachsens stärker in das öffentliche Bewustsein zu bringen, hat sich der Verein NOMINE auf die Fahnen geschrieben. Dies erreicht er beispielsweise mit der CD-Reihe „Orgellandschaften“, deren neueste Folge 15 Orgeln im nördlichen Oldenburg professionell vorstellt. Die Auswahl der Instrumente lag bei Landeskirchenmusikdirektor Johannes von Hoff, dem Orgelsachverständigen und Kantor Thomas Meyer-Bauer sowie NOMINE-Projektkoordinator Christoph Schönbeck. Historisch, geografisch, musikalisch ausgewogen sollte die Auswahl sein. Bekannte Orgeln sollen neben „Dornröschen“ und auch „Exoten“ stehen. Apropos exotisch: eine der Überraschungen stammt von der englischen Orgel in der katholi-

Ganderkesee, St. Cyprian und Cornelius, Orgel von Arp Schnitger (1699). Fotos NOMINE

Pakens, Zum heiligen Kreuz, Orgel von Joachim Richborn (1664), Detail.

schen Kirche Brake. Ein warmer, romantischer, so gar nicht norddeutscher Kathedralenklang geht von dem Instrument aus, wunderbar passend zu dem hohen Kirchenraum. Regionalkantor Stefan Decker hat hier eine herrliche Aufnahme des romantischen „Magnificat“ von Alexandre Guilmant eingespielt. Weitere Orgeln zum Beispiel aus Ganderkesee, Berne, Varel, Altenesch, Sillenstede und natürlich Oldenburg sind zu hören.

Neben den portraitierten Instrumenten finden sich übrigens mehr als 50 weitere Orgeln der Region auf der NOMINE-Internetseite mit Text und vielen Bildern.

Orgel „live“ gab es auf der diesjährigen NOMINE-Orgelreise zu Orgeln der Nordseeküste zu erleben. Dabei waren sechs Orgeln aus dem Land Oldenburg vertreten, Thomas Meyer-Bauer führte unter anderem die Instrumente in Langwarden, Berne, Hohenkirchen und Bockhorn vor. Für die meisten der 42 Reiseteilnehmer aus ganz Deutschland, Dänemark und den Niederlanden waren die „Oldenburger“ Orgeln eine echte Neuentdeckung.

NOMINE arbeitet für das Gebiet zwischen Ems und Elbe, von Ostfriesland bis ins Wendland. Gefördert wird die Arbeit unter anderem von der Oldenburgischen Landschaft.

Portraits von über 240 Orgeln zwischen Ems und Elbe, Informationen zu allen Orgellandschaften-CDs und mehr gibt es unter www.nomine.net.

Unermüdlicher Einsatz für den Nordwesten

Zum Tode von Gottfried Kiesow

Am 7. November 2011 ist in Wiesbaden Gottfried Kiesow gestorben. Er war der wohl einflussreichste Denkmalschützer in Deutschland. Mit der Gründung der Deutschen Stiftung Denkmalschutz im Jahre 1985 hat er Maßstäbe in europäischem Umfang gesetzt. Die von ihm initiierte Zeitschrift der Stiftung „Monumente“ ist ein hoch geschätztes und viel gelesenes Periodikum. An dieser Stelle möchte auch die Oldenburgische Landschaft an die herausragenden Verdienste erinnern, die sich Dr. Kiesow für das Oldenburger Land, Ostfriesland und für den gesamten Nordwesten erworben hat. Obwohl er seit 1966 in Wiesbaden lebte, war er häufig bei uns zu Gast und pflegte sehr enge Kontakte zum Ortskuratorium der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in Oldenburg.

Einer seiner letzten großen Taten war der Einsatz für den Erhalt des Herzoglichen Mausoleums auf dem Gertruden-Friedhof in Oldenburg. Bereits Anfang der 50er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts hatte er für den „Dehio“, das wichtigste Nachschlagewerk für Baudenkmäler in Deutschland, das Mausoleum in Oldenburg besucht. Es war für ihn ein besonderes Ereignis, als er im letzten Jahr, schon von Krankheit gezeichnet, nach über 50 Jahren dieses eindrucksvolle Zeugnis der Architektur des aufgeklärten Absolutismus wieder betrat. Er hat sich mit großem Engagement für den Erhalt des Denkmals eingesetzt. Dafür sind wir ihm von Herzen dankbar.

Gottfried Kiesow hat stets das architektonische Erbe des Klassizismus, das auf Herzog Peter-Friedrich-Ludwig von Oldenburg und seinen Sohn Großherzog Paul-Friedrich-August zurückgeht, im euroäischen Kontext gesehen und dabei die engen dynastischen Verflechtungen des Hauses Oldenburg mit Skandinavien und Russland berücksichtigt. In unserer Zeitschrift *kultur*land oldenburg hat er sich im dritten Quartalsheft des Jahres 2008 sehr ausführlich zur Situation des Denkmalschutzes in Deutschland und besonders in Niedersachsen geäußert. Sein Standpunkt ist uns Verpflichtung. 1931 in Alt Gennin geboren, floh er 1950 aus der DDR in die Bundesrepublik Deutschland. 1957 wurde er mit dem Thema „Das Maßwerk in der Deutschen Baukunst bis 1350“ promoviert. Lange Jahre war Gottfried Kiesow als Bezirksdenkmalpfleger in Hannover tätig und zu seinen Aufgabengebieten gehörten natürlich auch Ostfriesland und das Oldenburger Land. Seine engen und lebenslangen Beziehungen zum Oldenburger Land rühren aus dieser Zeit her. 1966 wurde er zum Präsidenten des Landesamtes für Denkmalpflege in Hessen ernannt. Diese Stelle hatte er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1996 inne. 1985 gründete er die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, deren Vorstandsvorsitzender er bis Ende 2010 war. Anschließend übernahm er die Funktion des Vorsitzenden des Kuratoriums dieser Stiftung.

Foto: Deutsche Stiftung Denkmalschutz

Nach 1989 hat Gottfried Kiesow seinen ganzen Einfluss für die Rettung der Baudenkmale in den neuen Bundesländern eingesetzt. Die Restaurierung der Georgenkirche in Wismar ist hier ein großes Zeichen. Auch die Restaurierung der Stadt Görlitz, die heute zu den schönsten historischen Städten Deutschlands gehört, ist zu einem großen Teil seinem unermüdlichen Einsatz und seiner großen Kennerschaft zu danken. Es würde zu weit führen, alle seine Ehrungen und Auszeichnungen zu nennen. Trotz seiner vielfältigen Verpflichtungen und Interessen hat er sich immer wieder dem Nordwesten zugewandt. So erschien ein Band über die Ostfriesische Kunst: Von der Romanik bis zur Neugotik. Mit dem Architekturführer Ostfriesland – Natur- und Kulturlandschaft –, der noch 2009 von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz herausgegeben wurde, förderte er das Bewusstsein für das große kulturelle Erbe der Region. Dem Architekturführer Ostfriesland sollte bald ein Führer für das Oldenburger Land folgen. Dazu ist es leider nicht mehr gekommen. Wir trauern um einen großen Freund und Förderer. Unser Mitgefühl gilt seiner Familie.

Horst-Günter Lucke
Präsident der Oldenburgischen Landschaft

Ein Leben für die Kirchenmusik

Zum Tode von Günter Maurischat

Foto: Jeversches Wochenblatt

„An das hiesige Mariengymnasium ist versetzt worden vor einem halben Jahr der Musiklehrer Maurischat, der zugleich Organist ist. Herr Maurischat würde gerne das Amt des Organisten übernehmen, und dies wäre für das Leben der Kirchengemeinde ein großer Gewinn." Der Verfasser dieser Sätze im jeverschen Kirchenratsprotokoll vom 20. November 1958 konnte nicht wissen, in welch tiefer Weise sich seine Worte in fast 40 Jahren Organisten- und Kantorendienst an der Stadtkirche in Jever verwirklichen sollten. Vom 1. Januar 1959 bis zum 30. September 1998 hatte Günter Maurischat dieses Amt inne. Und er hat es nicht nur gern übernommen, es wird sein Lebensinhalt, sein anderer Beruf. Im Hauptberuf ist er 1958 Studienassessor am Mariengymnasium, bei seiner Pensionierung hat er es bis zum Studiendirektor mit dem Auftrag der Ausbildung junger Referendare als Fachleiter für Musik am Studienseminar Wilhelmshaven gebracht.

Wer seinen Lebensweg über drei Jahrzehnte begleitet hat wie der Verfasser dieser Zeilen, darf sich immer wieder fragen, wie Günter Maurischat all diese Aufgaben im guten Sinne des Wortes zum Wohlklang gebracht hat. Als Fünfzehnjähriger ist er 1945 mit seiner Mutter aus Königsberg nach Oldenburg gekommen. Er singt bald in Kurt Wiesemanns legendärem Oldenburger Jugendchor mit. Hier lernt er Lisel Jahncke kennen, die 1955 seine Frau und dann die Mutter seiner drei Söhne werden wird. Nach dem Abitur zieht es den begabten jungen Mann nach Freiburg zum Studium der Musik und Germanistik. Als er sein zweites Lehrerexamen bestanden hat, lockt ihn Jever. Die doppelte Chance zu nutzen: zugleich Lehrer am Mariengymnasium und Organist an der Stadtkirche zu sein. Doch nach dem Brand der Stadtkirche im Oktober 1959 ist er zunächst für sieben Jahre ein Organist ohne Orgel. Nur der alte Kirchenschlüssel ist ihm geblieben, und den hat er bis zu seinem Lebensende wie eine Reliquie geehrt. Aus dem Organisten wird nun der Kantor, er macht die Not zur Tugend. Der Kirchenchor wird unter seinem Taktstock zur Stadtkantorei. Es beginnt eine Erfolgsgeschichte, die Günter Maurischat Respekt und Anerkennung gebracht hat. Als 1966 die Alfred-Führer-Orgel in die neue Stadtkirche kommt, ist der musikalische Dreiklang evangelischer Gottesdienste – Gesang, Bläser und Orgel – wieder vollständig, und für Günter Maurischat tut sich ein ganz besonderes Arbeitsfeld auf, das nur wenigen Kirchenmusikern vergönnt ist: Die Disposition der neuen Orgel wird sein Werk. Sein Klangempfinden trägt nun schon 45 Jahre alle Gottesdienste und Konzerte.

1966 beginnt eine Zeit großer Kirchenkonzerte, die weit über Jever hinaus wirken. 1968 kommen die „Sommerlichen Orgelstunden" hinzu, die viele bekannte Organisten aus aller Welt in die kleine Stadt Jever ziehen. Die scheinbar kleine Welt der plattdeutschen Kinderlieder und Chormusik, die Vertonung von Texten Greta Schoons und Oswald Andraes, die enge Zusammenarbeit mit Hein Bredendiek – dies sind Zeichen der tiefen Verwurzelung des Ostpreußen in seiner zweiten Heimat. Die Würdigung seiner Arbeit durch die ehrenvolle Ernennung zum Kirchenmusikdirektor im Jahre 1983, durch die Verleihung der Ehrenmedaille des Landkreises Friesland 1988 und die Verdienstmedaille der Stadt Jever 1990 kennzeichnen den Stellenwert seines Wirkens.

Der Studiendirektor Günter Maurischat ist 1991 in den Ruhestand getreten, der Kirchenmusikdirektor hat bis 1998 sein Amt versehen und dann noch fast zehn Jahre bei Bedarf seinen Nachfolger vertreten. Seine letzten Lebensjahre waren von schweren persönlichen Erlebnissen geprägt. Lisel und Günter Maurischat müssen zum zweiten Mal einen Sohn begraben, beide werden krank und gebrechlich. Sohn Christian holt seine Eltern zu sich nach Schweinfurt, um sie in ihrer Schwäche begleiten zu können. Nach wenigen Wochen hat sich dort am 19. Oktober Günter Maurischats Leben nach 81 Jahren vollendet.

Ein Nachruf von Pastor Volker Landig, Jever

Lucke mahnt zur Solidarität

Versammlung: Geschäftsführer Brandt würdigt ehrenamtliches Engagement als „Fundament der Oldenburgischen Landschaft“

RR. Als aktuelles Beispiel für das Bemühen der Oldenburgischen Landschaft, auf der Grundlage traditioneller Ansätze neue Wege zu beschreiten, hat Geschäftsführer Dr. Michael Brandt den Einsatz für die Erhaltung des Plattdeutschen gewürdigt. Verbunden in einem Netzwerk mit anderen niedersächsischen Landschaften und Landschaftsverbänden soll vor allem jüngeren Generationen der Zugang zum Plattdeutschen erschlossen werden, sagte er bei der Landschaftsversammlung im Alten Landtag in Oldenburg. Verschiedene Aktionen unter dem Motto „Platt is cool“, u. a. ein Bandwettbewerb und eine Befragung von Unternehmen zum Stellenwert des Plattdeutschen im eigenen Betrieb, hätten sich als überaus erfolg- und aufschlussreich erwiesen.

Präsident Horst-Günter Lucke: Auseinandersetzung zwischen Oldenburg und Wilhelmshaven schadet dem ganzen Oldenburger Land. Fotos: Jörgen Welp

Brandt räumte selbstkritisch ein, dass das Engagement für das Plattdeutsche früher bei der Oldenburgischen Landschaft „so stark nicht zu verzeichnen war“. Es sei auch nur möglich, weil es im Haus seit Beginn vergangenen Jahres einen festen Ansprechpartner und Projektentwickler gebe. Dessen Stelle wird im neuen Jahr für die Dauer von zwei Jahren in eine reguläre Wissenschaftlerstelle umgewandelt und vom Land finanziert.

In diesem Jahr wurden bei der Landschaft 108 Anträge auf regionale Kulturförderung eingereicht, 65 Anträge, also gut 60 Prozent, konnten nach Angaben von Brandt positiv beschieden werden. Insgesamt standen Fördermittel von 310.000 Euro zur Verfügung, hinzu kamen aus landschaftseigenen Mitteln 12.800 Euro und aus der sogenannten Bankenspende weitere 15.000 Euro. Die Mittel werden von einer Kommission vergeben, deren ehrenamtliche Mitglieder nicht nur über alle Anträge beraten und entscheiden, sondern den Antragstellern auch für Einzelberatungen zur Verfügung stehen. Das ehrenamtliche Engagement, so Brandt, „sei mit Geld oder mit hauptamtlichen Stellen nicht zu ersetzen“. Es sei „das eigentliche Fundament der Oldenburgischen Landschaft“.

Zu Beginn der Versammlung hatte Präsident Horst-Günter Lucke an Politik, Verwaltung und Wirtschaft appelliert, bei gemeinsamen Anliegen zum Nutzen des Oldenburger Landes an einem Strang zu ziehen. Mit großem Bedauern habe er die von der Stadt Oldenburg eingebrachte Klage einer Prozessgemeinschaft mit den Bahnanliegern gegen den Ausbau der Strecke Oldenburg-Wilhelmshaven und die damit verbundene Drohung, diesen Ausbau stoppen zu wollen, zur Kenntnis nehmen müssen. Der geforderte Lärmschutz sei zwar eine allgemein akzeptierte Notwendigkeit und er müsse auch in überschaubarer Zeit verwirklicht werden, doch die Klage verletze die Solidarität, „die unser Oldenburger Land immer ausgezeichnet hat“. Eine Auseinandersetzung zwischen den Städten Oldenburg und Wilhelmshaven schade der ganzen Region und dem Erfolg des Jade-Weser-Ports. Lucke rief dazu auf, parteiübergreifende Gespräche zu suchen und gemeinsam mit dem Bundesverkehrsministerium Druck auf die Bundesbahn auszuüben.

Sorgen macht sich nach Angaben des Präsidenten die Arbeitsgemeinschaft Naturschutz, Landschaftspflege und Umweltfragen über die starke Zunahme des Maisanbaus in der Region, ausgelöst durch die Förderung von Biogasanlagen. Auf bis zu 50 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche werde bereits Mais angebaut, was zu Beeinträchtigungen im Landschaftsbild und in der Bodenqualität führe. Die Politik sei dringend aufgerufen, sich dieses Themas anzunehmen. Ein großes Lob spendete Lucke dem renovierten und sanierten Oldenburgischen Staatstheater, einem „strahlenden Stern an unserem Kulturhimmel“. Er sei sogar „so kühn zu behaupten, dass unser Staatstheater mit der Semperoper in Dresden mithalten kann, natürlich in kleinerem Maßstab“.

Kulturpreisträger Udo Reimann (mit Laudator Dr. Dr. Ummo Francksen).

Förderpreisträgerin Eliane Menzel.

Kulturpreis an Udo Reimann: Anerkennung für einfühlsames künstlerisches Schaffen

Ein Bildhauer, dessen Arbeiten zahlreiche öffentliche und halböffentliche Plätze in der Stadt Oldenburg und in vielen anderen Orten des Nordwestens prägen, wurde in diesem Jahr mit dem Kulturpreis der Oldenburgischen Landschaft ausgezeichnet: **Udo Reimann**, dem Laudator Dr. Dr. Ummo Francksen nicht nur Anerkennung für sein Lebenswerk zollte, sondern auch dessen unermüdlichen Einsatz für den Kulturbetrieb in der Region und für Künstlerkollegen hervorhob: „Konkurrenzdenken ist ihm fremd." Der Preis in Form eines von der verstorbenen Oldenburger Bildhauerin Anna Maria Strackerjan in Bronze gegossenen mittelalterlichen Schuhs wurde zum zehnten Mal vergeben, zum ersten Mal an einen Bildhauer. Reimann, 1939 in Schlesien geboren, verlebte die Schulzeit im oldenburgischen Neuenburg, wo seine Familie nach der Vertreibung gelandet war. Anschließend studierte er an den Kunsthochschulen Bremen und Münster Bildhauerei. Bei einer Ausschreibung der Stadt Oldenburg gewann er 1969 den Auftrag für eine Brunnenplastik am Lefferseck, für ihn gleichzeitig Anlass, nach Oldenburg zu ziehen. Reimanns Skulpturen und Wasserplastiken aus Granit, Marmor, Sandstein oder Bronze stehen auf vielen Plätzen. Als eines seiner markantesten Werke und als ein ausdrucksvolles Beispiel für sein einfühlsames künstlerisches Schaffen gilt das Mahnmal für alle Opfer des Nationalsozialismus aus dem Jahr 1990 am Ort der alten Synagoge in Oldenburg.

Eine der größten musikalischen Begabungen in der Region

Mit zwei Jahren hatte sie den Wunsch, Geige zu spielen, zu ihrem dritten Geburtstag bekam sie ihr erstes Instrument, mit knapp fünf Jahren hatte sie ihren ersten öffentlichen Auftritt und mit zwölf Jahren hat sie nun den Förderpreis der Oldenburgischen Landschaft in Höhe von 1000 Euro erhalten: Die Nachwuchsmusikerin **Eliane Menzel** aus Zetel gehört zu den größten musikalischen Begabungen in der Region. Seit Oktober 2008 ist sie an der Musikhochschule Bremen Jungstudentin in der Violinklasse und besucht in Oldenburg die Freie Waldorfschule. Die Tochter des Oboisten Prof. Fabian Menzel war mehr als fünf Jahre Mitglied in der Kinderkantorei der Schlosskirche Varel, nimmt seit dem siebten Lebensjahr Klavierunterricht, spielt seit einem knappen Jahr auch Oboe und hat nun auch begonnen, sich selber das Cellospielen beizubringen. Eliane Menzel ist mehrfache Preisträgerin bei „Jugend musiziert" und wurde beim Landeswettbewerb 2010 als Einzige ihrer Altersklasse mit einem ersten Preis mit der Maximalpunktzahl von 25 Punkten ausgezeichnet. Seit diesem Sommer ist sie Mitglied des Jugend-Auswahlorchesters „Deutsche Streicherphilharmonie".

Lichterglanz, Glühwein, Eisvergnügen

Advents- und Weihnachtszeit im Oldenburger Land

Von Günter Alvensleben

Nicht nur der Blick auf den Kalender, auch die Wahrnehmung von Dunkelheit und kühler Witterung kündigt den letzten Monat des Jahres, den Dezember, an. Doch die Vorfreude auf das große Fest der Christenheit und auf die der Jahreszeit entsprechenden Veranstaltungen überwiegt, denn überall im Oldenburger Land, in vielen Städten, Gemeinden und Dörfern, zaubern Weihnachts-, Advents- und Nikolausmärkte sowie Festkonzerte nach altem Brauch eine stimmungsvolle Atmosphäre.

Hier sollen einige – selbstverständlich nicht bewertende – Beispiele aufzeigen, wie sich das Oldenburger Land zur Advents- und Weihnachtszeit präsentiert. Die Nordseestadt Wilhelmshaven begeht „Weihnachten am Meer“ mit einem Weihnachtsmarkt und einem Tannenmärchenwald im Bereich Bahnhof/Nordseepassage (21. November – 24. Dezember). Auch in diesem Jahr gehört wieder eine Eisbahn dazu. Direkt zur Weihnachtszeit geht die weihnachtlich geschmückte Barkentine „Thalassa“ an der Wiesbadenbrücke vor Anker. Auf dem nahe des Schlosses gelegenen „Alten Markt“ in der friesischen Kreisstadt Jever gibt es nicht nur den ansprechenden traditionellen Weihnachtsmarkt (22. November – 23. Dezember), sondern zusätzlich das „Eisvergnügen“, eine überdachte Eisbahn. Am vierten Adventswochenende öffnet in der Kreisstadt Brake, im Bereich Museumsgarten, der „Schneeflöckchenmarkt“ mit Bühnenprogramm und mit einem besonderen Angebot für ganz junge Besucher. Das Schiffahrtsmuseum Unterweser und die Kunstschule Brake ergänzen den „Schneeflöckchenmarkt“ mit der Aktion „Weihnachten über die Meere für alle Welt“.

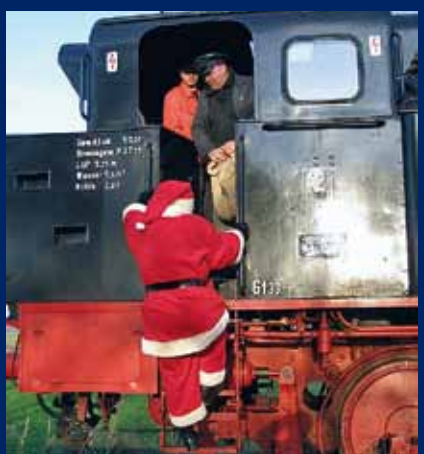
Eine wegen der besonders anheimelnden Atmosphäre bekannte Festveranstaltung in der gesamten Region ist zweifellos der „Neenborger Wiehnachtsmarkt“ in Zetel-Neuenburg. Am dritten Adventswochenende laden die Neuenburger Vereine zum 33. Mal zum Weihnachtstreff zwischen dem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Schloss und dem Rauchkatengelände ein. Hier wird noch alles „handgemacht“, auch Kutschfahrten rund ums Schloss findet man im Programm. Im Ortsteil Westerloy der Kreisstadt Westerstede bietet am dritten Adventssonntag der Weihnachtsmarkt in und rund um den „Mühlenhof“, einem reetgedeckten Bauernhaus, ein extravagantes festliches Ambiente. Angestrahlte Bauernhäuser und zahllose Weihnachtsbäume verleihen dem gesamten Ort außerdem wochenlang ein idyllisches weihnachtliches Erscheinungsbild.

Oben links:
Umgeben vom Weihnachtsmarkt: Die Eislaufarena in Wilhelmshaven. *Foto: Wilhelmshaven Touristik & Freizeit GmbH*
Unten von links nach rechts:
In diesem Jahr besonders vielfältig: Der „Lambertimarkt" in Oldenburg. *Foto: Peter Kreier*
Der Bad Zwischenahner „Markt im Advent" zu Füßen der St.-Johannes-Kirche. *Foto: Bad Zwischenahner Touristik GmbH*
Das wünscht man sich in Brake: Echte Schneeflocken zum Schneeflöckchenmarkt. *Foto: Brake Tourismus und Marketing e.V.*
Der Nikolaus kommt in Harpstedt sogar per Dampfzug. *Foto: Delmenhorst-Harpstedter Eisenbahnfreunde e.V.*
Blick auf den Delmenhorster Weihnachtsmarkt im Umfeld des Rathauses. *Foto: Gnädig, Stadtmarketing Delmenhorst GmbH*

Zur Advents- und Weihnachtszeit ist auch Bad Zwischenahn mit dem auf dem Marktplatz, zu Füßen der Johannes-Kirche aufgebauten „Markt im Advent" mit Kunsthandwerk, Märchenwald, Bühnenprogramm und begleitenden Ausstellungen (26. November – 31. Dezember), aber vor allem mit den „Lichterwochen" (bis 6. Januar) ein bedeutender Anziehungspunkt in der Region. Ganz groß zeigt sich in diesem Jahr der „Lambertimarkt" in Oldenburg (22. November – 22. Dezember), der mit über 125 Weihnachtsständen von Rathaus und Lambertikirche über den neu gestalteten Schlossplatz bis zum Schloss und zu den „Schlosshöfen" reicht. Musikalische Darbietungen auf zwei Bühnen, Märchenvorlesungen und andere interessante Veranstaltungspunkte prägen das abwechslungsreiche Weihnachtsprogramm. Der beliebte Weihnachtsmarkt in Delmenhorst findet im Umfeld des Rathauses statt (23. November – 23. Dezember). Am zweiten Adventswochenende steht das Rathaus im Mittelpunkt des 20. Lichterfestes. Vom 44 Meter hohen Rathausturm hat man übrigens einen herrlichen Blick auf den Weihnachtsmarkt und die geschmückte Stadt.

Viele andere Städte und Orte im Oldenburger Land wie beispielsweise Nordenham (mit Eisbahn), Sande, Varel, Cloppenburg (mit Eisbahn), Hude, Wildeshausen, Vechta (unter anderem mit „Mittelalterlichen Wintermarkt" und Eisarena) oder Löningen und sogar die Insel Wangerooge haben ebenfalls besuchenswerte Weihnachtsmärkte. „Sahnehäubchen" zur Adventszeit sind aber auch Veranstaltungen im Niedersächsischen Freilichtmuseum, Museumsdorf Cloppenburg (Nikolausmarkt mit Kunsthandwerk, Konzert, Märchen und mit erstmals angestrahlten Dorfgebäuden am zweiten Adventswochenende) und die Nikolausfahrten mit Museumseisenbahnen im Bereich Westerstede/Saterland und zwischen Harpstedt und Heiligenrode. Von Harpstedt aus fährt der Nikolaus sogar mit einem echten historischen Dampfzug. In Westerstede steht das Grimm'sche Märchen „Schneewittchen und die sieben Zwerge" gleich neun Mal im weihnachtlichen Theaterprogramm.

Das Oldenburger Land zeigt sich also zur Advents- und Weihnachtszeit von einer stimmungsvollen, heiteren, aber auch besinnlichen Seite. Das Weihnachtsfest kann kommen!



Graffiti auf dem Stundenplan

Projekte mit jungen Leuten in Oldenburg und Brake

***Renke Harms** hat bei der Oldenburgischen Landschaft sein Freiwilliges Soziales Jahr Kultur abgeleistet. In dieser Zeit setzte er in Oldenburg und Brake zwei Projekte um, in denen es darum ging, Jugendlichen Graffiti-Techniken zu vermitteln. Es waren eigenständige Projekte, unabhängig von seiner Tätigkeit in der Geschäftsstelle der Landschaft. Hier sein Erfahrungsbericht:*

Das Projekt entstand beim „Kontaktpunkt Schule – Kultur schoOL'n'art", bei dem sich Schulen und Kreativschaffende kennenlernen konnten. Die Idee, Jugendlichen die Kunstform Graffiti zu vermitteln, kam mir durch meine eigenen gestalterischen Anfänge, denn aller Anfang ist ja bekanntlich schwer, da kann etwas Hilfe nicht schaden. Zudem befand ich mich gerade in der beruflichen Orientierung und tendierte zwischen einem sozialen oder gestalterischen Weg.

Das erste Projekt startete im zweiten Schulhalbjahr am Schulzentrum Ofenerdiek. Dort wurde in einer „Graffiti-AG" mit 15 bis 20 Teilnehmern zwischen 13 und 15 Jahren ein Mal wöchentlich für 90 Minuten die Graffiti-Kultur unter die Lupe genommen. Die Schülerinnen und Schüler bekamen durch verschiedene Aufgaben und Bildbeispiele eine Grundkenntnis der „Buchstaben-Welt" vermittelt. Das heißt, sie arbeiteten mit Hilfe von Skizzen auf ein thematisches Bildkonzept hin. Dabei entwickelten sie gestalterische Fähigkeiten im Umgang mit Proportionen, Farbkontrasten und ihrem eigenen Duktus.

Durch spielerische Aufgaben wurde jeder Einzelne so gefördert, dass er sich kreativ entfalten konnte. Im Laufe des halben Jahres wurden dann die verschiedenen Techniken erlernt, vom Übertragen einer Skizze auf eine größere Fläche bis hin zum Arbeiten mit der Sprühdose. Dafür konnten die freigegebenen Flächen der benachbarten Freizeitstätte genutzt werden. Diese sind auch leider die einzigen legalen Flächen in Ofenerdiek.

Dieser Fakt brachte mich dazu, für die Realisierung des Endergebnisses eine ungenutzte Fläche zu akquirieren. Dabei bekam ich Unterstützung vom Präventionsrat sowie vom Bürgerverein Ofenerdiek. Hierdurch wurde den Teilnehmern die Möglichkeit gegeben, eine größere Gasdruckanlage in Ofenerdiek thematisch zum Stadtteil zu gestalten. Durch diese Veränderung des Öffentlichen Raums entstand bei den Schülern eine stärkere Identifizierung mit dem eigenen Umfeld.

Bei der Abschluss-Präsentation und damit auch der letzten AG-Stunde waren alle Beteiligten sehr zufrieden und Schüler sowie Schulleitung wünschten sich eine Beibehaltung der AG in ihrem Stundenplan.

Ein weiteres Graffiti-Projekt war die Leitung eines viertägigen Workshops am Pro Aktiv Center PACE Brake. PACE, ein Projekt bei der Kreisvolkshochschule mit Geld vom Jobcenter und vom Jugendamt, ist eine Anlaufstelle für junge Menschen, die beim Übergang in ein selbstständiges Leben Unterstützung benötigen. Regelmäßige Angebote sind unter anderem eine Theatergruppe sowie ein Training für Basiskompetenzen für die Anforderungen des Berufslebens. Die Teilnahme an den Aktivitäten und die Inanspruchnahme der Beratung ist für Jugendliche kostenlos.

Insgesamt gab es fünf Teilnehmer im Alter von 16 bis 21 Jahren, die zum Teil eine weite Anreise in Kauf nahmen. Um ein Beispiel zu nennen: Ein Jugendlicher fuhr mit dem Fahrrad von Nordenham nach Brake, da er kein Geld für eine Busfahrt besaß. In den vier Projekttagen wurden die grundlegenden Techniken erläutert und erprobt, woran die Jugendlichen mit viel Interesse sehr aktiv teilnahmen. Als Endergebnis wurden mit Hilfe von Schablonen und Sprühdose mehrere großformatige Leinwände zu einzelnen Konzepten realisiert. Hierbei übernahmen die Teilnehmer die Verantwortung für die Gestaltung des Eingangsbereichs des Centers, in dem ihre Leinwände aufgehängt wurden.

Im Laufe der vier Tage zeigten die Teilnehmer immer mehr Offenheit, Interesse und Motivation. Einige arbeiteten sogar zu Hause weiter und präsentierten am nächsten Tag stolz ihre Ergebnisse. Mitarbeiter des Centers zeigten sich erstaunt über das große Interesse, Durchhaltevermögen und die verborgenen Fähigkeiten der aus schwierigen Verhältnissen stammenden Jugendlichen.

Auch nach Projektende suchten einige Teilnehmer Kontakt zu mir und bekundeten ihr Interesse an meiner Arbeit und der Graffiti-Kultur.

Nach meinem Freiwilligen Jahr bei der Oldenburgischen Landschaft habe ich nun eine Ausbildung als Mediengestalter im Büro für Gestaltung mensch und umwelt begonnen, das diese Zeitschrift gestaltet.

Ich möchte mich bei allen Unterstützern bedanken, bei der Oldenburgischen Landschaft, beim Präventionsrat Oldenburg, beim Bürgerverein Ofenerdiek und bei Lukas Krieg.

Elke Syassen studierte Grafik-Design an der Hochschule für Künste, Bremen, mit Schwerpunkt Typografie und Fotografie bei Fritz Haase und Fritz Dressler. Sie lebt in Oldenburg und arbeitet als Grafik-Designerin für die Agentur mensch und umwelt. Dort war sie in den letzten Monaten auch für das Layout der Zeitschrift *kulturland* verantwortlich. Als Ausgleich für die Arbeit am Computer geht sie in ihrer Freizeit gerne mit Hund und Kamera spazieren.

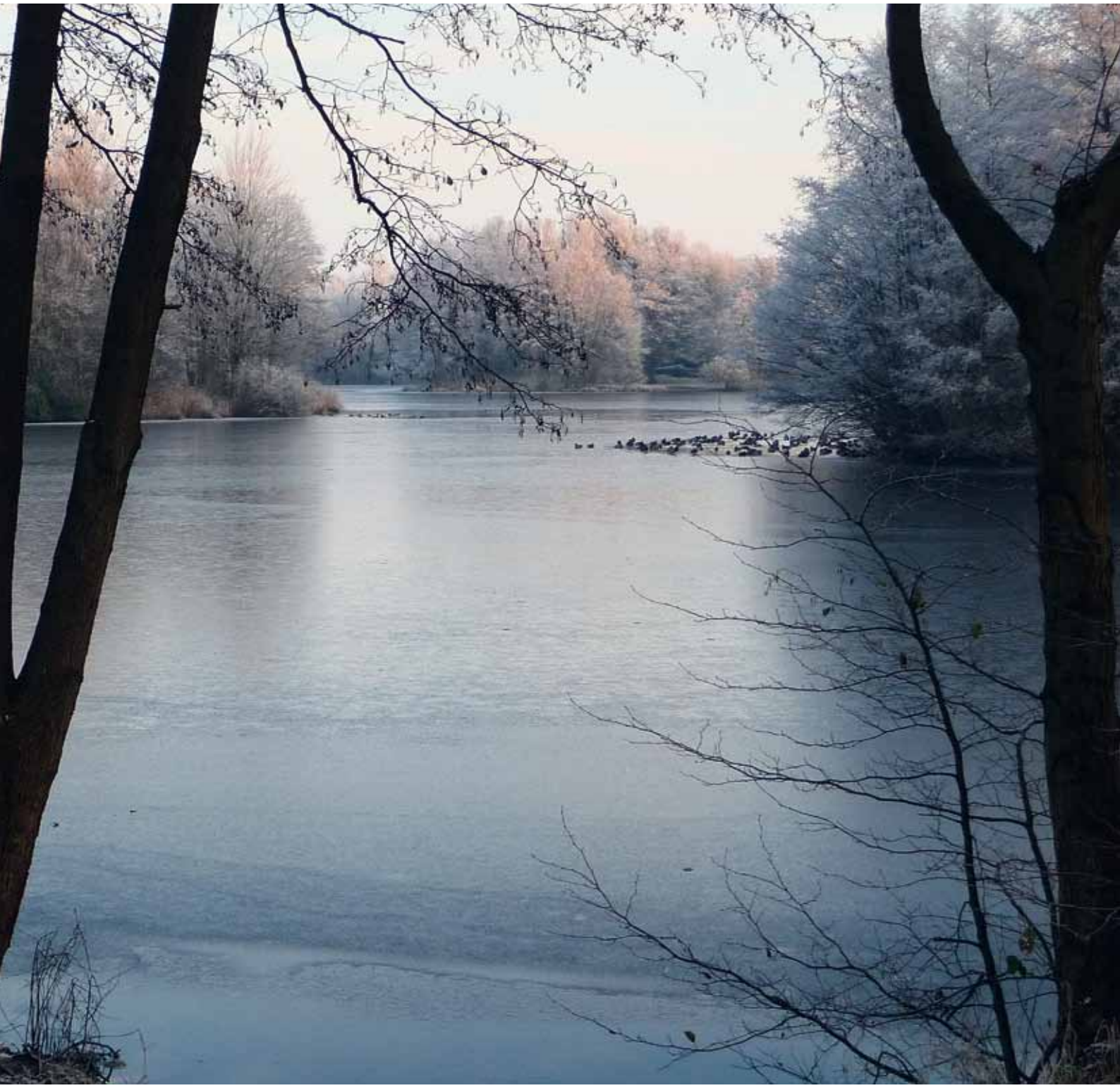
Das stimmungsvolle Foto zeigt das „Swarte Moor“ in Oldenburg-Ofenerdiek. Es fängt die Stimmung des Herbstes und beginnenden Winters ein.

Hierzu mag ein Gedicht von Hermann Allmers (1821 – 1902), einem engen Freund des Malers Arthur Fitger, (siehe Seite 8 – 13) passen.

Morgen wird´s. – Ringsum beginnt
Unheimliches Wogen und Wallen.
Die Sonne naht. – Die Nebel der Nacht,
Zürnend ob des Lichtes Macht,
Sie beginnen die wilde Geisterschlacht;
Ha, wie sie sich bäumen und ballen!

Nun zuckt es hier, nun zuckt es dort
Vom jungen, freudigen Strahle;
Doch der Nebel bleich und kalt
Will nicht weichen des Lichtes Gewalt,
Wälzet und wühlt, aber bald
Zerreißt er mit einem Male.

Und herrlich und voll Majestät
Steigt auf die schöne Sonne,
Und in den blauen Himmel fliegt
Die Lerche und jubelt: Sie siegt, sie siegt!
Und der kalte Nebel der Nacht erliegt!
Da weinet der Wald vor Wonne.



So schön ist das Oldenburger Land

Foto: Elke Syassen

kurz notiert

Von links: Diakon Nobert Klauss, Prälat Bernd Winter, Prälat Leonhard Elsner, Weihbischof em. Max Georg Freiherr von Twickel, Bischof Felix Genn, Weihbischof Heinrich Timmerevers, Prälat Peter Kossen, Landesjugendpfarrer Heiner Zumdohme, Weihbischof Wilfried Theising, ein Georgsritter. *Foto: Bischöflich Münstersches Offizialat*

Prälat **Leonhard Elsner**, langjähriger Ständiger Vertreter des Bischöflichen Offizials in Vechta, erhielt anlässlich seiner Verabschiedung in den Ruhestand am 5. September 2011 den Ehrentitel Apostolischer Protonotar. Sein Nachfolger ist Pfarrer **Peter Kossen**, der aus Rechterfeld im Landkreis Vechta stammt.

Georg Knetemann.
Foto: privat

Am 17. August 2011 starb der Maler **Georg Knetemann** aus Wardenburg, Träger der Ehrennadel der Oldenburgischen Landschaft, im Alter von 99 Jahren. Er war der letzte Vertreter der Landschaftsmalerei im Oldenburger Land, die an die Kreyenbrücker Schule und besonders an seinen Förderer Georg Bakenhus anknüpfte.

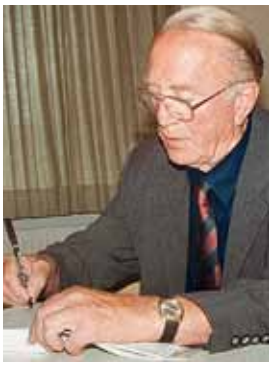
Am 30. August 2011 starb der Lehrer und Heimatforscher **Gerold Meiners** im Alter von 85 Jahren. Der ehemalige Rektor der Hauptschule Berne verfasste mehrere wichtige heimatkundliche Werke, unter denen besonders die zweibändige Chronik der Stedinger Schulen hervorzuheben ist, und einige Bücher in seiner plattdeutschen Muttersprache. Für seine Verdienste zeichnete ihn die Oldenburgische Landschaft 2005 mit der Ehrennadel aus.

Gerd Spiekermann.
Foto: NDR

Dem aus Ovelgönne gebürtigen NDR-Redakteur und -Moderator **Gerd Spiekermann** wurde am 22. August 2011 der Louis-Armstrong-Gedächtnispreis 2011 der Gesellschaft zur Förderung des traditionellen Jazz „Swinging Hamburg e.V." verliehen.

Unter dem neuen Namen **UNESCO-Weltnaturerbe Wattenmeer Besucherzentrum** wurde das bisherige **Nationalparkzentrum Wilhelmshaven - Das Wattenmeerhaus** am 5. September 2011 nach neunmonatigem Umbau wiedereröffnet. Das Wattenmeerhaus war 1994/95 durch den Totalumbau einer ehemaligen Torpedo-Marinewerft am Südstrand entstanden.

Am 17. September 2011 starb der Landwirt, Heimatforscher und Redakteur **Adolf Blumenberg** aus Stollhammer Ahndeich (Butjadingen), Träger der Landschaftsmedaille der Oldenburgischen Landschaft, im Alter von 86 Jahren. In über 30 Büchern und Schriften hat er historische Themen der Wesermarsch bearbeitet.



Adolf Blumenberg.
Foto: privat

Am 18. September 2011 starb im Alter von 87 Jahren Abteilungsdirektor a.D. **Werner Kramer**, Gründungsmitglied, langjähriges Beiratsmitglied und Träger der Landschaftsmedaille der Oldenburgischen Landschaft. Als Leiter der Schul- und Kulturabteilung des Verwaltungsbezirks Oldenburg und des Regierungsbezirks Weser-Ems setzte er sich besonders für eine enge Zusammenarbeit der Schulen und Schulaufsichtsbehörden und der Oldenburgischen Landschaft auf den Gebieten der Heimatkunde, der Landesgeschichte und der Pflege der niederdeutschen Sprache ein. Als Gründer und langjähriger 1. Vorsitzender leitete er die Oldenburgische Bibliotheksgesellschaft mit großem Engagement.

Am 19. September 2011 trafen sich Vertreter aus Wirtschaft und Kultur zum Werkstattgespräch „**Kultur braucht Förderer**" im Schlossmuseum Jever. Die Veranstaltung im Rahmen des Projektes „**KulturKontakte** – Wirtschaft und Kultur im Dialog" wurde in diesem Jahr vom Landkreis Friesland in Kooperation mit der Oldenburgischen Landschaft und der Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur ausgerichtet.

Der Unternehmer **Josef Meerpohl**, Seniorchef des Vechtaer Stalleinrichters **Big Dutchman**, erhielt am 5. Oktober 2011 für sein umfassendes soziales Engagement die Ehrenbürgerwürde der Stadt Vechta.

Josef Meerpohl (links) und Bürgermeister a.D. Uwe Bartels. *Foto: Foto Stadt Vechta/Kokenge*

Am 29. September 2011 starb die niederländische Schriftstellerin **Hella S. Haasse** im Alter von 93 Jahren. Sie hatte den zweiteiligen historischen Roman „Mevrouw Bentinck of Onverenigbaarheid van karakter. Een ware geschiedenis" (Madame Bentinck oder die Inkompatibilität der Charaktere, 1978) und „De groten der aarde of Bentinck tegen Bentinck. Een geschiedverhaal" (Die Großen dieser Erde oder Bentinck gegen Bentinck. Eine historische Geschichte, 1981) über das Leben der Charlotte Sophie Gräfin Bentinck (1715 – 1800) aus Varel veröffentlicht, der 1996 vom niederländischen Regisseur Ben Verbong verfilmt wurde. 1994 hatte Hella S. Haasse zur Gräfin Bentinck einen Vortrag in der Landesbibliothek gehalten (Abdruck in: Mitteilungsblatt der Oldenburgischen Landschaft Nr. 84, III. Quartal 1994, S. 1-6).

Am 31. Oktober 2011 verabschiedete sich **Dr. Gustav Schünemann** als Gründer und Leiter des Moor- und Fehnmuseums Elisabethfehn. In einer kleinen Feierstunde würdigten unter anderem der Landrat des Landkreises Cloppenburg Hans Eveslage, Jürgen Günther für den Stiftungsvorstand und das Kuratorium sowie Prof. Dr. Uwe Meiners, Leiter des Museumsdorfes Cloppenburg, die Verdienste von Dr. Gustav Schünemann. Der Bürgermeister von Barßel, Bernd Schulte, würdigte den Einsatz für die Fremdenverkehrsregion. Dr. Gustav Schünemann ist nicht nur der Gründer des Museums, sondern auch die „Deutsche Fehnroute" war seine Idee.
Neue Leiterin des Museums ist ab 1. November 2011 die Diplom-Biologin Antje Hoffmann. Seit 12 Jahren ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin des Museums.

Von links: Prof. Dr. Uwe Meiners, Dr. Gustav Schünemann, Antje Hoffmann, Jürgen Günther, Landrat Hans Eveslage. *Foto: aus Nordwest-Zeitung, Oldenburg*

Blick in die Geschichte der Stadt Varel. *Fotos: Stefan Meyer*

Kaffeetrinken mit Lothar Meyer

Das im Oktober 2009 durch Brandstiftung schwer beschädigte und anschließend abgebrochene Geburtshaus des bekannten Arztes und Chemikers Lothar Meyer in Varel ist mittlerweile durch einen Neubau ersetzt worden. Bei einer Begehung mit der Oldenburgischen Landschaft, Frau Dr. Antje Sander vom Schlossmuseum Jever, dem Niedersächsischem Landesamt für Denkmalpflege und der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Varel wurde Ende 2010 in der Brandruine ein vollständig erhaltener, eingewölbter Keller mit Tonnengewölbe entdeckt. Bei diesem Keller dürfte es sich um einen der ältesten Bauteile der Vareler Innenstadt handeln. Er wird in das 17. Jahrhundert datiert. Damit ist der Keller noch älter als die nachweislich erste Ausgabe der Hausstelle im Jahre 1732. Der Keller steht mittlerweile unter Denkmalschutz und bietet der Öffentlichkeit durch einen Glasboden im neu eröffneten Backshop mit Café des Bäckereiunternehmens Müller&Egerer einen Blick in die Vareler Stadtgeschichte.

Eske Nannen und Dr. Frank Schmidt. *Foto: Kunsthalle Emden*

Prof. Dr. Karl-Ernst Behre
Foto: Nieders. Institut für Küstenforschung

Dr. Detlef Rossmann. *Foto: privat*

Der Kunsthistoriker **Dr. Frank Schmidt** ist seit 1. Oktober 2011 neuer Direktor der **Kunsthalle Emden**. Sein Vorgänger Dr. Nils Ohlsen wechselte im Vorjahr an die Nationalgalerie Oslo.

Der **Naturschutzbund Lohne** unter Leitung von Ludger Frye feierte am 7. Oktober 2011 sein 100-jähriges Bestehen. Er wurde 1911 als Ortsgruppe Lohne des Bundes für Vogelschutz von Konrektor Heinrich Lückmann (1868-1956) gegründet und fast lebenslang geleitet. 1975 erfolgte in Lohne eine Gruppenneugründung, seit 1991 besteht die jetzige Ortsgruppe Lohne des NABU.

Prof. Dr. Karl-Ernst Behre, ehemaliger Direktor des Niedersächsischen Instituts für historische Küstenforschung in Wilhelmshaven, erhielt am 7. Oktober 2011 den mit 10.000 Euro dotierten Wilhelmshaven-Preis für Meeres- und Küstenforschung.

Die **Metropolregion Bremen-Oldenburg im Nordwesten e.V.** feierte am 25. Oktober 2011 in Bremen ihr fünfjähriges Bestehen. Der Vorsitz ging von **Gerd Stötzel**, dem scheidenden Landrat des Landkreises Diepholz, auf **Jörg Mielke**, Landrat des Landkreises Osterholz, über.

Der Oldenburger Kinobetreiber **Dr. Detlef Rossmann**, langjähriger Vorsitzender der AG Kino-Gilde und Präsident der internationalen Kinovereinigung CICAE sowie Betreiber des Oldenburger Programmkinos Casablanca, wurde am 10. Oktober 2011 in Berlin im Namen des französischen Kulturministers zum Ritter für Kunst und Literatur der Republik Frankreich (Chevalier dans l'Ordre des Arts et des Lettres) ernannt.

Ralf Briese, *Foto: Jonny Peter*

Am 9. Oktober 2011 starb der Niedersächsische Landtagsabgeordnete und Ratsherr der Stadt Oldenburg **Ralf Briese** (Bündnis 90/Die Grünen) im Alter von 40 Jahren.

Seinen 75. Geburtstag feierte am 5. November 2011 der Oldenburger Gastronom **Gustav Wehen**, früherer Vorsitzender des DEHOGA-Bezirksverbandes Weser-Ems und des DEHOGA-Stadtverbandes Oldenburg.

Die Arbeitsgemeinschaft Bibliotheken in der Oldenburgischen Landschaft veranstaltete zum Tag der Bibliotheken am 24. Oktober 2011 ein Preisausschreiben zum Thema „Mein Lieblingsbuch".

Der diesjährige **Münsterlandtag** des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland fand am 5. November 2011 in Lastrup statt. Die Festansprache hielt die Niedersächsische Ministerin für Wissenschaft und Kultur, **Prof. Dr. Johanna Wanka.**

Ministerin Johanna Wanka und der Präsident des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, Hans-Georg Knappik, mit den Preisträgern des Schülerwettbewerbs. *Foto E. Albrecht*

Fotowettbewerb

Gemeinsam mit der Oldenburgischen Landschaft lobte der Oldenburger Fotodienstleister **CEWE** am 23. September 2011 den **Fotowettbewerb „Oldenburgische Landschaften“** aus. Gesucht werden für das Oldenburger Land charakteristische Moor-, Marsch- und Geest-, aber auch Stadt- und Dorflandschaften.
Jeder Teilnehmer kann bis zu zehn Bilder hochladen. Die Internetseite zum Mitmachen lautet: http://contest.cewe-fotobuch.de/oldenburgische-landschaft-2011/.

Einsendeschluss ist der 18. September 2012.

Bühnenleiter der August-Hinrichs-Bühne am Oldenburgischen Staatstheater Herwig Dust und Dramaturgin für das Niederdeutsche Schauspiel Cornelia Ehlers nehmen den lüttje-pütt-preis entgegen.
Foto: August-Hinrichs-Bühne

Am 18. September ist die Jugendarbeit der **August-Hinrichs-Bühne** am Oldenburgischen Staatstheater von der Niedersächsischen Sparkassenstiftung mit dem **‚Lüttje-Pütt-Preis‘** ausgezeichnet worden. Der mit 3.000 Euro dotierte Preis würdigt das Niederdeutsche Schauspiel mit dem Ensemble der August-Hinrichs-Bühne am Oldenburgischen Staatstheater für ihr herausragendes Kinder- und Jugendprogramm. Mit Stücken wie ‚Erwin und der Frosch‘ und ‚De lütte Zoogeschicht‘ habe man es geschafft, die unter der Intendanz von Markus Müller eingerichtete Niederdeutsche Sparte auch für junge Menschen attraktiv zu machen.

Neues Leben im alten Haus

Dem Heimatverein Neuenburg ist es mit vereinten Kräften gelungen, das älteste Wohnhaus des Ortes an einem neuen Standort wieder aufzubauen. Das alte Harms-Huus wurde 1768 erstmalig erwähnt und ist nach dem letzten Besitzer, dem Tischlermeister Fritz Harms benannt. Die Gemeinde Zetel überließ vor etwa fünf Jahren das baufällige Haus dem Heimatverein, welcher unter Wiederverwendung der alten Klinker das Gebäude am neuen Standort in den Originalzustand zurückversetzte und behutsam renovierte. Die originale Eingangstür konnte erhalten werden und viele weitere historische Details geben dem ortsbildprägendem Bau im Einklang mit der denkmalgerechten Sanierung sein unverwechselbares Gesicht wieder. Die Hilfe vieler Sponsoren und privater Spenden belegen eindrucksvoll, wie sehr den Bürgern am Erhalt des Harms-Huus gelegen ist. Im eigenen Heim des Vereins wird zukünftig das Heimatarchiv untergebracht und weitere Aktionen wie Lesungen und plattdeutsche Abende sind bereits in der Planung.

Foto: Stefan Meyer

*Der **Jeverländische Altertums- und Heimatverein** feierte sein 125-jähriges Bestehen am 15. November 2011 mit einem Festakt im Schloss zu Jever. Von links: Karin Steiner als Fräulein Maria von Jever, Landrat Sven Ambrosy, Landkreis Friesland, Bürgermeisterin Angela Dankwardt, Stadt Jever, Pastor Volker-Henning Landig, Vorsitzender Jeverländischer Altertums -und Heimatverein, Prof. Dr. Antje Sander, Schloßmuseum Jever, Dr. Paul Weßels, Ostfriesische Landschaft, Dagmar von Reitzenstein, Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur, Dr. Michael Brandt, Oldenburgische Landschaft,* *Foto: Jeversches Wochenblatt*

*Am 18. September 2011 fand im Kleinen Haus des Oldenburgischen Staatstheaters erstmals ein Konzert der Preisträger der **Erna-Schlüter-Gesellschaft** statt. Die Künstler waren Mareke Freudenberg, Sopran (Oldenburg), Katerina Hebelkova, Mezzosopran (Linz), Anja Petersen Sopran (Berlin), in Vertretung Alexej Korarev, Tenor (Oldenburg), Programm, Moderation und am Flügel Kapellmeister Jason Weaver (Oldenburg). Das erfolgreiche, gut besuchte Konzert wurde in Kooperation mit der Casino-Gesellschaft Oldenburg veranstaltet.*
Foto: Casino-Gesellschaft Oldenburg

… mit schrillem Schrei nach Osten

Von Klaus Modick

Klaus Modick wurde 1951 in Oldenburg geboren. Seit 1984 ist er freier Schriftsteller und lebt in Oldenburg. Modick veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Für sein umfangreiches literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise und Auszeichnungen, unter anderem 1990/91 den Rom-Preis der Villa Massimo und den Bettina-von-Arnim-Preis. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** schreibt Klaus Modick jeweils unter der Rubrik „Zum guten Schluss" eine Kolumne.
Foto: Peter Kreier

Ich komme aus einer unmusikalischen Familie. Das einzige Musikinstrument in meinem Elternhaus war eine verstaubte, unbesaitete Laute, die wie eine überdimensionale, halbierte Birne mit zu langem Stiel aussah. Als sie noch Saiten hatte, waren meine Großmutter und mein Großvater damit als Wandervögel durch Wald und Flur gezogen und hatten „Auf du junger Wandersmann" oder „Im Frühtau zu Berge" gesungen. Derlei Volkslieder sang auch meine Mutter noch, wenn sie zwar nicht mehr am Spinnrad, aber immerhin noch an der Nähmaschine mit Fußpedal saß. „Am Brunnen vor dem Tore", „Kein schöner Land" und „In Mutters Stübele, da geht der Mh mh mh, in Mutters Stübele da geht der Wind". Kein Wunder: Damals waren unsere Fenster ja auch noch nicht dreifach isoverglast.

In der Volksschule lag die musikalische Latte natürlich schon deutlich höher. Hier wurden nämlich Kanons gesungen, bei denen man den Einsatz nicht verpatzen durfte, weil man sonst mit dem Rohrstock, der dem Lehrer auch als Taktstock diente, einen Schlag auf die Hand bekam. „Schläfst du noch? Meister Jakob, Meister Jakob, schläfst du noch?" oder auch „C A F F E E trink nicht soviel Caffee, nicht für Kinder ist der Türkentrank, schwächt die Nerven, macht dich blass und krank". Ein paar Jahre später erfuhr ich übrigens im Religionsunterricht, dass nicht nur der teuflische Türkentrank zu Nervenschwäche, Blässe und Krankheit führt, sondern auch die so genannte Selbstbefleckung, für die es aber keinen Kanon gab. In der Volksschule trichterte man mir auch die Grundlagen des Blockflötenspiels ein, aber ich scheiterte schon früh an Gis und Cis. Bedauert habe ich mein Versagen erst viel später, als ich dahinter kam, dass auf „Ruby Tuesday", einem Stück der Rolling Stones, Blockflöte gespielt wird.

Ich war auch Mitglied im Oldenburger Turnerbund. Mit ihrer Balkendecke und dem muffigen, schweißgetränkten Sägemehl auf dem Boden glich die Turnhalle am Haarenufer einem Reitstall. Der Turnlehrer hieß Schmidt, und weil er klein und drahtig war, wurde er Schmidtchen genannt. Er empfing uns hinter einer Art Tresen und teilte uns in seinem schnarrenden Singsang in Riegen ein: Bock, Barren, Ringe, Kasten, Boden, Bock. Dann schlug er mit einem Staffelstab auf der Kante seines Tresens einen Marschtakt, in dessen Rhythmus sich die Riegen im Gänsemarsch zu den Geräten bewegten. Wir hüpften, sprangen, purzelten und stürzten eine Stunde umher und versammelten uns zum Abschluss vor einem Sprungtisch, auf dem Schmidtchen vom Vorturner zum Chorleiter mutierte, indem er mit seinem Staffelstock unseren Gesang dirigierte: „Aus grauer Städte Mauern" und „Wem Gott will rechte Gunst erweisen".

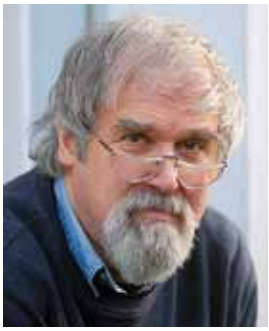
Geschmettert wurde dergleichen Liedgut auch im Bund Neudeutschland, kurz ND, ein katholisches Konkurrenzunternehmen zu den protestantisch dominierten Pfadfindern. Wir trugen lindgrüne Uniformhemden mit Achselklappen und Brusttaschen, Fahrtenmesser an den Gürteln, und manch eines der mitgeführten Kochgeschirre hatte 20 Jahre zuvor noch unseren Vätern gedient, als sie in Frankreich, Russland und anderswo auch schon dergleichen Lieder gesungen hatten. Doch unsere Fahrten waren friedlich und führten lediglich an die Hunte ins Bahnefühler Holz oder an den Dümmersee. Das Lager

gruppierte sich ums Küchenfeuer, über dem in verrußten Hordentöpfen Nudeln, Suppen und Eintöpfe abgekocht werden, zu denen es Bundeswehrschwarzbrot aus Dosen gab, Panzerplatten genannt. Und zum Frühstück gab es Panzerplatten mit Mehrfruchtmarmelade aus einem 10-Litereimer, dazu Muckefuck. Höhepunkt des Lagerlebens war das abendliche Lagerfeuer mit allerlei Gruselgeschichten und Musik, die mir im Nachhinein auch nicht mehr so ganz geheuer ist. Begleitet von schrammelnden Klampfen, jammernden Mundharmonikas und Trommelwirbeln von den Marmeladeneimern grölten wir uns durch „Wir lagen vor Madagaskar" oder beschworen mit „Hava Nagila" unsere weltoffene Internationalität. Mein Lieblingslied war damals „Wildgänse rauschen durch die Nacht, mit schrillem Schrei nach Norden. Unstete Fahrt, habt acht, habt acht, die Welt ist voller Morden." Schade nur, dass ich damals noch nicht die wundervolle Variation kannte, die Robert Gernhardt auf dies Lied verfasst hat. Sie lautet nämlich: „Wildgänse rauschen durch die Nacht mit schrillem Schrei nach Osten. Unstete Fahrt, habt acht, habt acht, sonst rauscht ihr gegen Pfosten." Übrigens war es einer der klampfenkundigen Neudeutschen, der mir die ersten Gitarrengriffe zeigte. C G7 F. Damit, meinte er, kann man praktisch alles spielen. Ich war begeistert. So einfach war das also!

Die Lautenbirne von Oma und Opa hatte leider keine Saiten, sonst hätte ich ja gleich loslegen können. Aber außer an Heiligabend, wenn wir unterm Tannenbaum „Oh Tannenbaum" und „Stille Nacht" sangen, kam bei uns zuhause die Musik nur aus dem Radio. Abgesehen von der Leselampe, in deren Schein man sich das sprichwörtlich Gute Buch zu Gemüt führte, war das Radio das wichtigste Medium jener Jahre. Es lieferte Nachrichten, Schulfunk und Hörspiele, aber es lieferte eben auch Musik. Die Vorderseite mit dem stoffbespannten Lautsprecher und dem grünlich leuchtenden Punkt, das magische Auge der Senderfrequenzen, und davor die Stationstasten aus weißem Bakelit, die wie die Tastatur eines Klaviers aussahen! Mehr Instrument brauchte man nicht, um Hafenkonzert und Nachmittagsserenade, Wunschkonzert und Schlagerparade zu hören, zum Beispiel der Schunkelhit „Am 30. Mai ist der Weltuntergang". Das war sozusagen der Soundtrack zum Kalten Krieg. Die Atombombe hing über unseren Köpfen, in Berlin wurde eine Mauer gebaut, und die bösen Sowjets brachten Raketen nach Kuba. Und meine Mutter legte einen Eichhörnchenvorrat für den bevorstehenden Weltuntergang an. Aber da man ja nicht wusste, in welchem Jahr dieser stattfinden würde, machte man es sich ansonsten gemütlich. Und außerdem beschützten uns die Amerikaner. Sie sangen auch lustige Lieder für uns, zum Beispiel Gus Backus – das war der mit dem „Alten Häuptling der Indianer". Oder Bill Ramsey – das war der lustige Dicke mit kariertem Jackett und der „Zuckerpuppe aus der Bauchtanztruppe", oder auch Billy Mo mit seinem unsterblichen Klassiker „Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut" – sie waren alle als amerikanische GIs nach Deutschland gekommen, beschütz-

ten uns vor Chrustschow und Genossen und sorgten hierzulande für Bombenstimmung. Wer es sich leisten konnte, machte vor dem 3. Weltkrieg aber noch mal schnell Urlaub in Italien. Wer es sich nicht leisten konnte, hörte eben die einschlägige Musik, nämlich Rudi Schurickes „Caprifischer", und ließ sich die gute Laune nicht verderben. Wo viel Fernweh, da auch viel Heimweh. In manche Lieder passte beides wie etwa in Freddys „Brennend heißer Wüstensand". Dergleichen konnte man wohl nur mit ganz viel Humor ertragen. Eine damals sehr beliebte Parodie machte deshalb aus dem brennend heißen Wüstensand einen brennend heißen Würstchenstand, alle Würstchen sind verbrannt, wo einst die Bude stand, da ist jetzt Ackerland ... Weiter weiß ich leider nicht mehr.

Später erfuhr ich, dass diese entsetzlichen Eindeutschungen auf einem sehr schönen Song beruhten, nämlich „Memories Are Made of This". Mir gefällt am besten die Version von Johnny Cash. Auch der hatte als amerikanischer GI eine Weile in Deutschland verbringen müssen, blieb davon musikalisch aber Gott sei Dank unbeschadet. Das Gleiche galt für einen, dessen Musik plötzlich wie ein Tornado durch den Schlagermuff fegte: Elvis Presley. Für die Generation meiner Eltern brach damit rein musikalisch der 3. Weltkrieg aus, oder wenn es kein Krieg war, dann war es zumindest der Untergang des Abendlands. Ich hörte solche Musik zum ersten Mal auf dem Kramermarkt, aber nur von ferne, denn sie kam aus Richtung Raupenbahn. Und die Raupenbahn war etwas Unanständiges, dem wir nicht zu nahe kommen durften. Dort standen beziehungsweise, wie meine Mutter sagte, „lungerten" nämlich die Halbstarken herum. Die Jungs hatten Schmalztollen, trugen Nietenhosen und Lederjacken, die Mädchen Pferdeschwänze und Petticoats. Was da zur Musik von Elvis Presley, Bill Haley, Chris Montez oder des Twistkönigs Chubby Checker auf der Raupenbahn vor sich ging, wenn die Planen über den Wagen für einen kurzen Moment geschlossen wurden, musste einfach unanständig sein. Vermutlich schwächte es ähnlich wie der Türkentrank die Nerven der Halbstarken und machte sie blass und



Klaus Beilstein wurde 1938 in Delmenhorst geboren. Von 1959 bis 1963 studierte er an der Staatlichen Kunstschule in Bremen bei Jobst von Harsdorf. Als Maler und Zeichner hat er mit viel Humor das kulturelle Leben in Stadt und Land begleitet. Er lebt und arbeitet in Oldenburg. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** zeichnet er jeweils zur Kolumne von Klaus Modick.
Foto: Peter Kreier

krank. Und solche Musik war jugendgefährdender Schmutz und Schund, genau wie die Comichefte mit den Abenteuern von Tarzan, Sigurd oder Akim, die in einem ordentlichen Haus nichts zu suchen hatten. Ich las sie mit Taschenlampe heimlich unter der Bettdecke. Der verpönte Rock 'n' Roll erklang übrigens auch in der Eisdiele Arnoldo aus einer geheimnisvoll flackernden Musik-Box. Es gab da auch Nierentische, Tütenlampen und immergrüne Plastikpflanzen. Die Wände waren mit Deco-Fix beklebt, und wo die Bahnen ungenau aneinander stießen, fuhren abgeschnittene Gondeln gegen das Kolosseum, oder aus dem Ausschnitt einer feurigen Italienerin ragte eine Mandoline. Und vorm Eingang standen die Mopeds der Halbstarken.

Wenn ich an die Eisdiele Arnoldo denke, fällt mir ein anderes Musikstück ein, das ich zum ersten Mal Anfang der 60er-Jahre an einem Sommerabend aus unserem Nachbarsgarten hörte, einen Jazz-Evergreen namens „Ice Cream". Der Garten gehörte Dr. Osterwald, und die Musik kam von der Flower Street Jazzband. Fast alle Mitglieder dieser Band waren Schüler meines Vaters, weshalb dieser ansonsten unmusikalische Mann ihre Musik überraschenderweise keineswegs als störend empfand, sondern wohlwollend dazu nickte und sogar versuchte, im Takt mit dem Fuß zu klopfen.

Etwa zur gleichen Zeit kam ich aufs Alte Gymnasium, auf das seit Generationen die männlichen Mitglieder meiner Familie geschickt wurden. Die erste Musikstunde, die ich auf dieser Anstalt erlebte, diente dazu, unter uns Novizen würdigen Nachwuchs für den Schulchor zu rekrutieren. Der schon zu Lebzeiten Legende gewordene Musiklehrer Hüber ließ in alphabetischer Reihenfolge jeden von uns ein Lied eigener Wahl vorsingen. Wer einigermaßen ton- und taktsicher erschien, wurde für den Chor zwangsverpflichtet. Wer schräg und stimmbrüchig quäkte, wurde schon nach wenigen Tönen mit ungnädiger Geste zum Schweigen gebracht und musste ab sofort damit leben, in Musik eine Vier ins Zeugnis zu bekommen. In unserer seit Generationen selbstbewusst unmusikalischen Familie war ich der Einzige, dem aus unerfindlichen Gründen eine leidlich sichere Gesangsstimme gegeben war. Ich hatte die Absicht, die Wildgänse noch einmal durch die Nacht rauschen zu lassen, und freute mich schon auf die Mitgliedschaft im Chor. „Modick", las Hüber jedoch aus seiner Liste, wiederholte „Modick?" mit einem gedachten Fragezeichen, schüttelte mitleidig, vielleicht auch entsetzt, den künstlerischen Kopf und sagte: „Braucht nicht vorzusingen. Modicks können nicht singen. Setzen. Vier." So fiel ich also einer Art musikalischer Sippenhaft zum Opfer. Ich konnte in Zukunft singen wie ich wollte und die schönsten Notenschlüssel an die Tafel malen – es blieb bei der von den Vorvätern, Vätern und Onkeln ererbten Vier. Allerdings bekam ich inzwischen Gitarrenunterricht, aber nicht auf der saitenlosen Lautenbirne meiner Oma, sondern auf einer so genannten Wandergitarre aus dem Musikalienfachgeschäft Brandner, dessen Eingang sich an der Ecke Lange Straße/Baumgartenstraße befand – eine, wie ich wenig später feststellen sollte, kongeniale Adresse, weil in der Baumgartenstraße auch die Diskothek Montparnasse lag, auf die ich gleich noch ausführlicher zu sprechen komme. Natürlich brachte mir der schon leicht greisenhafte Gitarrenlehrer in der Jugendmusikschule nichts von Elvis Presley oder Bill Haley bei, sondern handzahm gezupfte Begleitungen zu Volks- und Weihnachtsliedern und kreuzbrave klassische Stücke. Als nun Musiklehrer Hüber eines Tages verkündete, wer ein Instrument beherrsche und dies vor versammelter Klasse unter Beweis stelle, bekäme automatisch eine Eins in Musik, witterte ich meine Chance. Aber nachdem ich fehlerfrei einige durchaus schwierige Stücke vorgespielt hatte, wurde ich von Hüber mit den Worten entlassen, die Gitarre sei bekanntlich gar kein richtiges Instrument. Die Vier blieb auf dem Zeugnis einbetoniert. Richtige Instrumente waren vor allem Geigen, und die Königin der Instrumente war der Flügel. Den absoluten Höhepunkt des schulischen Musiklebens bildeten bei Abiturfeiern vierhändig vorgetragene Klavierstücke, die Hüber Seit an Seit mit begabten Schülern zum Besten gab. Unter den Zuhörern kursierte dann die Bemerkung: Wer zuerst fertig ist, hat gewonnen. Wenn Sie mich fragen, warum ich zur klassischen Musik ein gestörtes, wenn nicht gar gequältes Verhältnis habe, dann kennen Sie jetzt einige Gründe dafür.

Der hier abgedruckte Text „... mit schrillem Schrei nach Osten" ist ein Auszug aus Klaus Modicks Vortrag „Soundtrack meines Lebens", den er am 30. 10. 2011 im Oldenburgischen Staatstheater gehalten hat. Musikalisch begleitet wurde er dabei von der Oldenburger Band „Heart of Gold", die aus Claudia Fröhling, Heinz Fröhling und Jürgen Fastje besteht.

Heinz Fröhling, ehemals Mitglied der erfolgreichen „Krautrock"-Band „Schicke Führs Fröhling" (SFF), hat im November eine neue CD mit dem Titel „Metamorphosen" veröffentlicht. Die Texte zu acht von den insgesamt elf Stücken hat Klaus Modick geschrieben. In der nächsten Ausgabe von kulturland oldenburg wird Klaus Modick erzählen, wie es zu dieser ungewöhnlichen Zusammenarbeit kam.

Erfolgreiche Kunstförderung

Kunstforum der Commerzial-Treuhand wird 10 Jahre

Von links: Heinrich Sanders, Jub Mönster, Horst-Günter Lucke und Klaus Modick. Foto: Peter Kreier

Red. Vor zehn Jahren wurde der Wunsch an die Oldenburgische Landschaft herangetragen, eine Ausstellung in der Commerzial Treuhand zu betreuen. Die Initiative ging von Heinrich Sanders aus und damals hätte kaum jemand daran gedacht, dass die enge Kooperation von der Oldenburgischen Landschaft zehn Jahre lang Bestand haben würde. In diesem Jahr wurde mit Jub Mönster ein herausragender Künstler der Deutschen Popart vorgestellt, der in Oldenburg geboren wurde und in Bremen lebt. Zum zehnjährigen Bestehen des Kunstforums erschien ein Katalog, der einen Rückblick auf zehn Jahre Kunstforum bietet. Als Kunstforum von Anfang an gedacht, ist es bei Besuchern in der Vergangenheit sehr gut angekommen und hat sich als fester Termin, immer im November eines Jahres, im Kulturkalender des Oldenburger Landes etabliert. Die Commerzial Treuhand unterstützt die Oldenburgische Landschaft bei ihrer Aufgabe, Kunst und Kultur im Oldenburger Land zu fördern. In der Vergangenheit konnten Arbeiten von 14 Künstlern der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Es waren Werke von Günter Tollmann, Max Hermann, Helga Brandhorst, Arrigo Wittler, Volker Kuhnert, Wolf Gerlach, dem Vater der Mainzelmännchen, von Hans-Christian Jaenicke, Marco Goldenstein, Rose Richter-Armgart, Peter Engel, Heinrich Schüler, Norbert Bücker und jetzt von Jub Mönster zu sehen. Die enge Zusammenarbeit zwischen Oldenburgischer Landschaft und Commerzial Treuhand wird eine Fortsetzung finden. Auch in diesem Jahr waren zahlreiche Gäste zum Kunstforum gekommen und die große Gastfreundschaft der Commerzial Treuhand lud zum längeren Verweilen ein.

Jörg Michael Henneberg (Redaktion), 10 Jahre CT**KUNST**FORUM, herausgegeben von der Commerzial Treuhand und der Oldenburgischen Landschaft. Alle Künstler werden vorgestellt. Der Band enthält neben den Eröffnungsreden der vergangenen zehn Jahre einen Text von Klaus Modick. Gestaltung Norbert Bücker, 55 Seiten.
ISBN 978-3-88441-261-9

Kultur fördern
Tradition pflegen
Natur schützen

Isensee Verlag, 26122 Oldenburg
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, Heft 7259

DIE STEIGERUNG VON CHRONOMETER:
ZEITMEISTER.

AN DEN BESTEN ADRESSEN DEUTSCHLANDS
UND IN LONDON, PARIS, MADRID, WIEN UND NEW YORK. WWW.WEMPE.DE

WEMPE
Zeitmeister
GLASHÜTTE I/SA

Ein Meilenstein in der deutschen Uhrmacherkunst: die ersten Armbandchronometer, die das aufwendige deutsche Prüfverfahren der Sternwarte Glashütte durchlaufen haben. WEMPE ZEITMEISTER Chronograph in Edelstahl mit Automatikwerk. Erhältlich exklusiv bei Wempe für € 1.975.